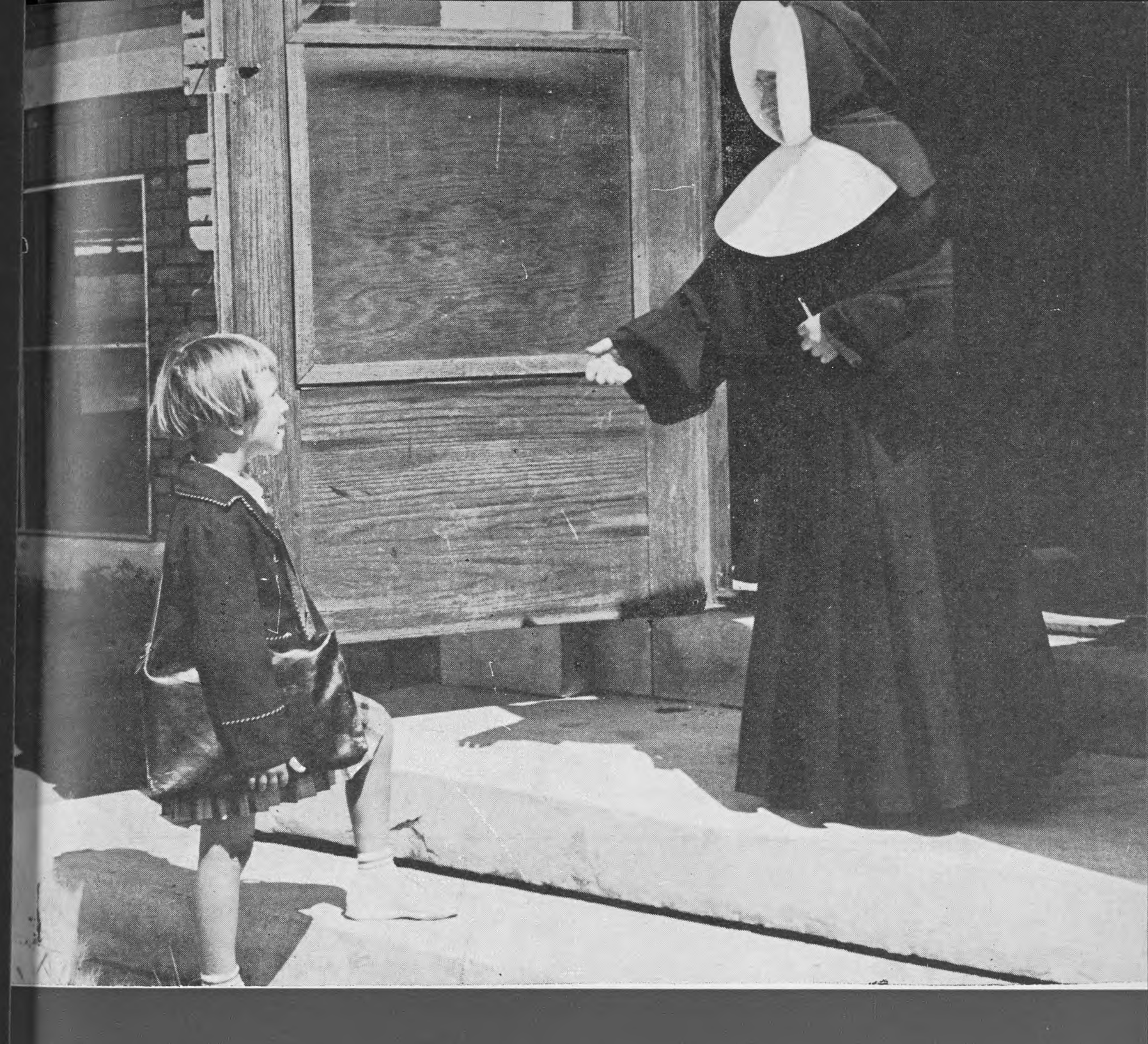


DER MARIENBOTE

September 1958



Mariens Geburt

Das Staunen über die Größe des Universums steht am Anfang und am Ende aller menschlichen Forschung. Das Weltall zeigt uns immer neue Durchblicke einer wundervollen Ordnung. Welch sinnvolle Harmonie und Schönheit offenbart sich in den unermeßlichen Sternennebeln mit ihren Durchmessern von tausenden von Lichtjahren bis hinab zu den unvorstellbar kleinen Protonenschwärmen mit ihren Durchmessern milliardenster Bruchteile eines Millimeters! Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre mit ihrer erhabenen Größe, aber wenn wir in die Welt der Atome hineinschauen, fällt uns Augustinus Wort ein: "Deus in minimis maximus." In den kleinsten Dingen ist Gott am größten.

Pflanzenwelt

Alles in der Welt offenbart eine hierarchische Ordnung, einen stets höher steigenden Stufenbau, in dem das Niedere die Vorbereitung für das Höhere ist. Die materielle Welt wandelt sich in Schönheit und Zielstrebigkeit, wenn sie von einem Lebensprinzip geprägt und beherrscht wird. Lebendig entwickelt sich die geprägte Form der Pflanze. Am 18. Januar 1827 sagte Goethe zu Eckermann: Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen, ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne Sie nicht der Mühe wert gewesen."

Tierwelt

Noch höher steigt die Schönheit und Weisheit der Schöpfung auf im Tiere. Der leuchtenste Stern ist unermeßlich geringer als ein bunter Schmetterling, der über eine Wiese fliegt. Am 8. Oktober 1827 kam Eckermann zu Goethe und erzählte ihm, wie zwei junge Zaunkönige sich verflogen und dann in einem Rotkehlchennest liebevolle Aufnahme gefunden hatten. Da wurde Goethe tief bewegt und rief aus: "Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und angepflanzt hat, und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüte kommt."

Der Mensch

Die Tierwelt mit ihren staunenswerten Wundern bleibt jedoch stumm, — auch sie ist nur eine Stufe der Vorbereitung. Es ist kein Zufall, daß an einer bestimmten Stelle der Erdentwicklung, nach soviel Zeitaltern der sich stets höher entwickelnden Pflanzen- und Tierarten auf einmal der Mensch auftritt. Er ist die Krönung des sich steigernden Aufbaues aller Naturwesen, deren Sehnsucht in ihm zur Erfüllung und zur Ruhe kommt. Der Mensch erkennt die Ordnung und Zielstrebigkeit des Universums, er spricht sie aus; er erkennt die unermeßliche Allmacht, Weisheit und Schönheit Gottes und betet ihn an. So gelangt der ganze Kosmos im Menschen zur Beseelung, in ihm findet der dunkle Drang der anorganischen Wesen und

(Schuß auf Seite 3)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang | September 1958, Battleford, Sask. | No. 11

Dies und Das

Kirchenpflichten "Wir sollen lebendige Glieder am geheimnisvollen Leibe Christi sein. Darum sollen alle, besonders die Gefirmten, die Arbeit der Bischöfe und Priester nach Kräften unterstützen. Sie sollen für den Glauben eintreten, eifrig am Gottesdienst teilnehmen und die Sakramente empfangen und in der Sorge für das Heil der Menschen nach Kräften mitarbeiten. Auch haben sie diePflicht, durch Geld und Gaben, zum Beispiel durch die Kirchensteuer, dazu beizutragen, daß die Kirche ihre Aufgaben erfüllen kann."

So schreibt der "Katholische Katechismus der Bistümer Deutschlands." Wir finden den hier angegebenen Text auf Seite 227, und zwar im Kapitel, das uns das vierte Gebot der Kirche erklärt.

"Gott hat uns in die Gemeinschaften der Familie, des Staates, der Kirche und der Menschheit hineingestellt", steht am Anfang dieses Kapitels geschrieben, und "Gott hat den Menschen so erschaffen, daß er mit anderen Menschen zusammenleben muß. Schon durch die Geburt sind wir Glieder verschiedener Gemeinschaften geworden; wir gehören zu einer Familie, zu einer Dorf- oder einer Stadtgemeinde, zu einem Volk und zu einem Staat und zur großen Menschheitsfamilie. Durch die Taufe wurden wir Glieder der Kirche. Die Familie, der Staat und die Kirche sind die wichtigsten Gemeinschaften. . . Die Glieder einer Gemeinschaft haben Pflichten gegeneinander . . . die Gemeinschaft hat Pflichten gegen die einzelnen Glieder . . . die Glieder einer Gemeinschaft haben aber auch Pflichten gegen die Gemeinschaft."

Unsere Familien- und unsere Staatspflichten verstehen wir schon. In der Familie zwingt uns das Herz, Mühen und Opfer für das Wohl unserer Lieben auf uns zu nehmen. Im Staat wacht das Gesetz über pünktliches Erfüllen unserer Bürgerpflichten.

Die Kirche ist eine Gemeinschaft ganz besonderer Art. Sie ist eine Gemeinschaft der Heiligen, eine Gemeinschaft im Heiligen. Sie ist: Gott lebend unter Seinen Menschen, geheimnisvoll verbunden und verwachsen mit ihnen zu einem Leib, und die Menschen hineingewachsen und lebend in Ihm. "So spricht der Herr: Ich will Mein Heiligtum unter ihnen aufrichten für ewige Zeiten. Meine Wohnung soll unter ihnen sein. Ich will ihr Gott sein, und sie sollen Mein Volk sein." (Ezech. 37).

Und wir werden Sein Volk und noch viel mehr: "So seid ihr Christi Leib und Glied um Glied" (1 Cor. 12:27), "und Er ist das Haupt des Leibes der Kirche" (Col. 1:18).

So wie zwei Menschen in der Ehe durch ihre Liebe ein Herz werden und ein Sinn, und zwar so tief, daß sie auch nach außen hin immer zusammenhalten in Glück und Kreuz und Sorge und Not, so verwachsen die Menschen in der Kirche ineinander und in Christus hinein. Sie verwachsen nicht nur zu einem Herz und einem Sinnen, son-

dern zur Einheit im Heiligen. Und dieses Heilige ist die unaussprechbare Liebe Christi zur Kirche, zu jeder einzelnen Seele. Eine Liebe, die noch viel tiefer geht und unermeßbar wirklicher, glühender, echter und wahrer ist als selbst die tiefste Liebe zwischen zwei Menschen. Denn die Ehe, sagt Gottes Buch, ist nur ein Abbild, nur ein schwaches Nachbild der bräutlichen Liebesverbindung zwischen Christus und Seiner Kirche, zwischen Ihm und der Seele.

Das sind Dinge, die man wohl in Worte setzen kann, die man jedoch kaum im Herzen empfindet — es sei denn, wir lebten mit ganzem Herzen und aus allen Kräften im Heiligen. Es sei denn, wir lebten tief religiös.

Ganz gleich jedoch, wie wir leben: Durch die Taufe sind wir Bürger der Kirche, des Gottesreiches auf Erden, geworden. Wenn wir uns auch persönlich nicht zur Erfüllung unserer Kirchenpflichten verantwortlich fühlen: Vor Gott sind wir verantwortlich! Daran kommen wir einfach nicht vorbei.

"Wenn jemand sagt, der Gerechte sei nicht zur Haltung der Gebote Gottes und der Kirche verpflichtet . . . der sei im Bann", entschied das Kirchenkonzil von Trient.

"Gott wird nichts dagegen haben, wenn ich mich nicht an die Kirchengebote halte. Es genügt, wenn ich die Gebote halte, die Gott selbst gegeben hat", heißt es oft unter uns. Darauf antwortete ein Katholik seinem Freunde: "Nun, Gott selbst hat, so viel ich weiß, das Gebot gegeben, daß wir auf Seine Kirche hören und ihr gehorchen sollen."

Wir kennen Gottes Gebot. Er hat die Kirche beauftragt: "Weide meine Lämmer." "Was immer ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein."

Es steht der Kirche nicht frei, nach eigener Willkür zu binden und zu lösen. Auch steht es ihr nicht frei, nicht zu binden und nicht zu lösen. Sie hat Christi "Lämmer" zu weiden auf Gottes Land. Es ist ihr Auftrag, heranzubilden "die Heiligen, daß sie ihre Aufgabe erfüllen und den Leib Christi aufbauen, bis wir alle gelangen zur Einheit im Glauben und in der Erkenntnis Seines Sohnes, (bis wir alle gelangen) zur vollen Mannesreife (im Religiösen), zum Altersmaß der der Fülle Christi" (Ephes. 4:12).

"Auch gibt es keine einseitige Unterordnung in der Kirche, als ob eine Gruppe von bevorrechteten Herrschenden und eine Gruppe von minderberechtigten Beherrschten bestünde. In der Kirche gibt es nur einen Vorrang und eine Ermächtigung: die Befähigung und das Recht zu dienen. Christus selbst erklärte (Matth. 20:26): "Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht" (M. Schmaus).

"In Christus spricht die Kirche, und in der Kirche spricht Christus; der Leib im Haupte und das Haupt im Leibe" (St. Augustinus).

Aus diesem Grundsatz heraus gibt die Kirche ihre Gebote. Und diese Kirchengebote sind in aller Welt dieselben, in Europa genau so wie hier in Canada.

Wir sind doch etwas erstaunt, daß sich so viele unserer deutschen katholischen Neueinwanderer mit den Kirchengeboten nicht zurechtfinden können. Die Behauptung: So war es in Deutschland nicht gewesen, stimmt einfach nicht. Wir haben den "Katholischen Katechismus der Bistümer Deutschlands" hier vor uns liegen, wissen deshalb so ziemlich genau, was den Katholiken drüben gelehrt wurde — auch über die Kirchensteuer und über aktives Teilnehmen am Pfarrleben, am Kirchenchor, an Veranstaltungen, an der Arbeit kirchlicher Pfarrvereine.

Bezüglich der Kirchensteuer ist das nordamerikanische Kirchengebot ganz klar. Es sagt: "Du sollst deine kirchlichen Abgaben entrichten." Im deutschen Katechismus heißt es: "Auch haben sie die Pflicht, durch Geld und Gaben, zum Beispiel durch Kirchensteuer, dazu beizutragen, daß die Kirche ihre Aufgaben erfüllen kann."

Von den kirchlichen Abgaben, von der Kirchensteuer, existiert die Kirche. Die Kirchensteuer kommt nicht dem Pfarrer zu. Dessen Gehalt ist knapp, wie sich jeder sehr leicht überzeugen kann, auch "gerichtlich", falls jemand einmal klares Wissen haben möchte, anstatt nur nachzuplappern. Die Kirche braucht unsere Abgaben, weil sie eben Kirchengebäude, Schulen, Krankenhäuser, Altersheime, Farbe, Dachdeckerei, Heizmaterial usw. usw. haben muß.

In Europa — auch in Deutschland — wurden die Kirchensteuern vom Staat eingezogen. Wir bekamen unseren Steuerzettel, und der mußte bezahlt werden. Auf diesem Steuerzettel stand vermerkt, wofür unsere Abgaben eingezogen wurden. Wer immer gute Rechnung führte, wußte drüben ganz genau, daß ihm auch Kirchensteuern abgezogen wurden.

Hier in Canada haben wir alle Religionsfreiheit — unter der Bedingung, daß wir uns selbst unsere Kirchen bauen und erhalten, und unseren Priestern ein Gehalt zukommen lassen, so daß sie leben können, ohne dem Staat zur Last zu fallen.

Wie hoch dieses Gehalt gehen darf, entscheidet der Bischof. Der Laien-Kirchenvorstand weiß genau darüber Bescheid.

Jedes einzelne kirchliche Gebäude im weiten Canada ist Beweis, daß der canadische Katholik daran gewohnt ist, seine Kirchensteuern — und noch viel mehr! — zu zahlen. Und zwar ohne dazu vom Staat gezwungen zu werden. Das ist so eine der vielen Sachen, die man vom Ausland lernen kann. Ja, die wir lernen müssen. Die Kirchensteuer ist Gewissenspflicht. Darüber gibt es einfach keine Meinungsverschiedenheit. Genau so wie es über die zehn Gebote Gottes keine Meinungsverschiedenheit geben kann.

Der Neueinwanderer ist nun hier in Canada dem Zweig der deutschsprechenden Kirche Canadas zugehörig — und verantwortlich. Und zwar vor Gott verantwortlich. Auch bezüglich der Kirchenabgaben.

"Gib dem Höchsten, weil Er dir gegeben hat, und mit gütigem Auge, soweit du kannst" (Sir. 35:9). Deine "opferwillige Dienstleistung hilft nicht nur dem Mangel der Heiligen ab, sondern bringt auch überreiche Danksagung an Gott hervor. Denn infolge dieses Liebesdienstes werden (andere) Gott dafür preisen, daß ihr dem Bekenntnis des Evangeliums ergeben seid." (2 Cor. 9:13).

Und darauf kommt es in allen Dingen an: daß wir dem Evangelium ergeben sind! Wer immer es glaubend annimmt und liebend umfaßt, wird freudig erfüllen der Kirche Christi heilige Gebote.

– Der Schriftleiter

Mariens Geburt

(Schluß vom Deckelblatt)

der Pflanzen und Tiere sein Erwachen und sein Bewußtsein. Was Michelangelo in dem Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle von der Erschaffung Adams so meisterlich dargestellt hat, das geschieht alle Tage: Im Menschen schlägt die schlafende Schöpfung ihr Auge auf, sie erkennt Gott und bricht aus in jubelndem Lobpreis seiner Herrlichkeit.

Leid und Schuld

Aber der Mensch, der in vollendeter Schönheit die Hand seines Schöpfers verließ, ist in einem tragischen Fall von seiner ursprünglichen Höhe herabgestürzt. Und diese Tragik überschattet mit Leid und Schuld sein ganzes Dasein von der Wiege bis zum Grabe. Tritt ein Mensch ins Leben hinein, so verfällt er auch schon der Macht des Todes. Sucht er die Wahrheit, so ist er auch schon dem Irrtum preisgegeben. Strebt er nach Glück, so gesellt sich das Leid ihm zu. Über allem menschlichen Leben liegt wie eine dunkle Wolke die Erbschuld mit ihren tragischen Folgen: Krankheit und Tod, Unwissenheit und Schwäche, Widerstreit zwischen Gut und Böse. Die Macht des Bösen erscheint oft in übermenschlicher Stärke. Die Welt ist zum Kampfplatz geworden. Kampf aber besagt immer Bedrohung, Möglichkeit zum Sieg, aber auch zur Niederlage.

Die Macht der Dämonen

Gott hat einen Widersacher in dieser Welt: die Macht der Dämonen. Und mit Dämonen meinen wir nicht irgendwelche zerstörenden Kräfte, von denen die Literatur heute so gern redet, wir meinen die wirklichen Dämonen, die gefallenen Engel und ihren Anführer den Teufel.

Die Geheime Offenbarung hat in zahllosen Bildern gezeigt, mit welcher Stärke die Macht der Dämonen in dieser Welt sich auswirken kann. Und wir, die wir durch die Katastrophen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hindurchgeschritten sind, wir wissen diese Bilder zu deuten, uns sind sie nicht mehr versiegelt. Die Schreckbilder dämonischer Heimsuchungen können uns zur Verzweiflung treiben, wenn der Seher auf Patmos nicht auch das Gegenbild zeigte: "Ein großes Zeichen erschien am Himmel: Eine Frau, von der Sonne umkleidet, den Mond unter ihren Füßen und eine Krone von zwölf Sternen auf ihrem Haupte" (Offb. 12, 1). Diese Frau hat keinen Anteil am Erbstrom des Bösen, kein Hauch der Sünde hat sie berührt. Die Sonne der Gottesliebe umstrahlt ihre Gestalt und erfüllt ihre Seele vom ersten Augenblick ihres Daseins an mit dem Glanz der heiligmachenden Gnade. Von der Erbschuld nicht berührt, triumphiert sie über die Drohung der dämonischen Mächte und zertritt mit ihrem makellosen Fuß das Haupt der giftigen Schlange.

Das Wunder der göttlichen Gnade

In Maria ist der paradiesische Mensch zurückgekehrt. Sie ist die neue Eva, durch Christi Erlöserverdienst vor jeder Makel bewahrt. Sie ist nicht nur das schönste Wunder der göttlichen Gnade, in ihr triumphieren auch die ganze Natur. In ihr vereint sich die Schönheit und Weisheit, die über alle Dinge ausgegossen ist, zu wundervoller Blüte. Sie trägt ihre unversehrte menschliche Natur über die Chöre der Engel empor. Ihr Leib ist in der Herrlichkeit des Himmels, ihr makelloser Leib, der Christus geboren hat, den König aller Zeiten, den unsterblichen Sieger über Sünde und Tod, den Herrn des Universums, durch den und für den alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge erschaffen wurden.

In Mariens verklärtem Leibe triumphiert die Materie über das Gesetz der Vergänglichkeit und des Todes. Sie ist durch Christus erlöst und nimmt als Königin des Himmels und der Erde, als Mutter Christi und aller Erlösten teil an seiner unsagbaren Herrlichkeit. Sie empfängt ein endloses Jubellied von der strahlenden Herrlichkeit winterlichen Schnees, von der ragenden Wucht der Berge, von dem linden Wehen des Abendwindes, von dem Aufleuchten der Morgenröte, von den Blumen und Blüten des Frühlings, vom Funkeln der Sterne, vom Lächeln der Kinder, von der Liebe menschlicher Herzen, von dem Jubel der Gottesliebe: "Deine Geburt, o Jungfrau Maria, hat der ganzen Welt Freude gebracht!" (Liturgie des Festes Mariä Geburt).

Der Ruf an die Laien

von P. Saturnin Pauleser



Ich? Ja, du!!

Ein besonderes Kennzeichen der Gegenwart ist zweifellos der Ruf an den Laien. Seit dem klassischen Ruf Papst Pius' XI. in seiner Forderung nach Laienapostolat und "Katholischer Aktion" ist das Wissen um die Aufgabe und Verantwortung der Laien in der Kirche mehr und mehr im Wachsen. Seinen bedeutsamsten Ausdruck hat diese Tatsache in dem Laienkongreß gefunden, der 1951 in Rom zum erstenmal stattfand und 1957 wiederholt wurde. Es war jedesmal ein wirklicher Weltkongreß, in dem die Laien der gesamten katholischen Welt vertreten waren. Daß dieser Kongreß bisher jedesmal in Rom, also in nächster Nähe des Heiligen Vaters, veranstaltet wurde, läßt deutlich die große Bedeutung erkennen, die man ihm und damit der gesamten Laienbewegung zuerkennt. Und eine Bewegun ist und soll das Laienapostolat sowie die "Katholische Aktion" sein und mehr und mehr werden. Alle, die Christi Namen tragen, müssen davon erfaßt werden: ob sie in Großstädten oder auf dem Lande wohnen, ob sie einfache Arbeiter oder Gelehrte an der Universität sind, ob sie dem Bauern oder Handwerkerstande angehören.

Kurz: Wer die Augen offen hat, kann es nicht übersehen: Die Stunde des Laien ist gekommen! Der Laie ist aufgerufen!

Es würde zu weit führen, wollten wir hier den Gründen im einzelnen nachgehen, die zu diesem Gerufenwerden des Laien führten. Nur einige Momente seien genannt. Da ist vor allem der starke Priestermangel, der dazu zwingt, daß die Priester all das an äußerer Tätigkeit abgeben, was auch Laien tun können. Hinzu kommt die vielfache Ablehnung des Priestertums, so daß der Priester in manchen Kreisen kaum mehr Gehör findet. Laien müssen hier erst wieder den Weg bereiten. Eng verbunden mit dieser Ablehnung des Priesters ist eine tiefgreifende und umfassende Säkularisierung der Öffentlichkeit, also die Verweltlichung, genauer die Gottentfremdung vieler menschlicher Lebensgebiete, so daß dort für den Priester wie überhaupt für die Religion nicht selten einfach kein Platz mehr ist.

Doch all diese Gegebenheiten sind nur äußere, zufällige Gründe, die zu dem Ruf an den Laien geführt haben und noch führen. Die eigentlichen Gründe liegen viel tiefer. In diesem Ruf klingt das innerste Selbstbewußtsein der Kirche auf, die nicht nur eine Kirche der Geistlichen, sondern ebenso auch der Laien ist. Leider hat es eine Zeit gegeben — und es war eine sehr traurige Zeit, — in der seitens der Laienwelt als Grundsatz galt: Die Kirche und die kirchlichen Angelegenheiten seien Sache der Geistlichen. Sie, die Laien hätten damit nichts zu tun. Die Laien wußten sich nur als die durch die kirchliche Seelsorge Betreuten, ohne sich bewußt zu sein, daß auch sie Verantwortung für die Kirche tragen. Soweit sie sich nicht einer Betreuung bedürftig hielten, stellten sie sich an den Rand des kirchlichen Lebens und gerieten dabei mehr und mehr aus dem Bereich der Kirche hinaus, bis sie sich eines Tages als Fremdlinge der Kirche gegenüberstehend sahen. Sie hatten sich nur von der Kirche tragen lassen, ohne sie jemals mitzutragen. Das war ihr Verhängnis.

Diese fehlerhafte Grundhaltung will man in unserer Zeit korrigieren: die Kirche will das und auch

die Laien selbst wünschen es. Dabei geht man glücklicherweise nicht nur von augenblicklichen Notwendigkeiten aus, sondern man besinnt sich auf die innere Struktur der Kirche selbst. Bibel, Tradition und Liturgie sind die drei Quellen dieser Neubesinnung. Sie begegnen sich der apostolischen Lehre von der Kirche als dem "geheimnisvollen Leib Christi", dessen Glieder vom Haupte her nicht nur Leben empfangen, sondern auch Aufgaben zugestellt erhalten. Es gibt kein Glied am Leibe, das nur für sich selber existiert. Ein jedes ist zu einer bestimmten Dienstleistung am Ganzen des Körpers bestimmt. Es würde verkümmern, wollte es diesen Dienst nicht leisten.

So gehört auch zu einem vollen lebendigen Christsein nicht nur reichliches Empfangen von Wahrheit und Gnade, sondern ein ebenso reichliches Weitergeben in der Einsatzbereitschaft für das Ganze der Kirche.

Beides ist also wichtig: das Empfangen und das Weitergeben, so wichtig, daß es Christus in drei grundlegenden Sakramenten zur Geltung brachte: In der Taufe empfängt der Mensch sein christliches Sein und Leben; in der Firmung wird er gestärkt und gesandt, das Christusgeheimnis in der Welt zu bezeugen; in der Feier der Eucharistie vollzieht sich die Einheit dieses christlichen Daseins und Gesandseins in Christus immer wieder an jedem einzelnen Christen.

In der Reformationszeit war durch die notwendig gewordene Betonung des besonderen Priestertums die Bedeutung des allgemeinen und seiner Aufgabe etwas in den Hintergrund des Bewußtseins der katholischen Christen geraten. Kampfzeiten neigen eben leicht zu Einseitigkeiten. So wie eine Mutter einem gefährdeten Kinde besondere Aufmerksamkeit zuwendet, ohne deshalb die anderen zu vergessen, so war die Kirche in der Reformationszeit gezwungen, immer und immer wieder vor allem das besondere Priestertum zu betonen und zu verteidigen. Nachdem diese Episode des Kampfes mit den vielfältigen Nachwirkungen im Wesentlichen vorbei ist, kann die Kirche wieder an die Tradition der vorreformatorischen Zeit anknüpfen und jene Linie weiterführen, auf der Priestertum und mündiges Laientum in harmonischer Einheit und gemeinsamem Verantwortungsbewußtsein das Reich Gottes auf Erden aufbauen und weiterbauen. Freilich stehen dabei diese zwei Mächte im Reiche Gottes nicht etwa nebeneinander, sonder sind einander in der Weise zugeordnet, daß dem besonderen Priestertum die Führung zusteht, gerade für den mündigen Laien ergibt sich dies aus seinem Wissen um die innere Struktur, die Christus seiner Kirche gegeben hat, ganz von selbst.

Im Hinblick auf die besonderen zeitbedingten Anlässe aber, die den Ruf an die Laien ausgelöst haben, dürfen wir an den Wahlspruch des großen Kardinals Faulhaber von München denken: "Der Ruf der Zeit — der Ruf Gottes!" In den Bedürfnissen der Zeit ruft Gott einen jeden Christen einzeln mit Namen wie er einst Samuel in der Nacht gerufen hat, ja, dreimal gerufen hat, um ihm die Dringlichkeit und den Ernst seiner Berufung deutlich zu machen. Nacht, eine tiefe, dunkle Nacht liegt auch über der Welt von heute: die Nacht der Sünde und Gottesferne, die Nacht der Gottvergessenheit und Gottesleugnung, die Nacht der Unwissenheit und Oberflächlichkeit, die Nacht der Selbstsucht und der Genußgier, die Nacht des Hasses und des vielfachen Leides. Und inmitten dieser Nacht ergeht Gottes Ruf an die Laienwelt, an den und jenen und auch — an dich!

Hörst du ihn? Folgst du ihm? Stellst du dich ihm zur Verfügung? Vielleicht bist du dir nicht sogleich klar über diesen Ruf und der damit verbundenen Aufgabe. Samuel mußte dreimal in der Nacht aufstehen und nach dem Rufe fragen und auch dann verging noch manche Zeit, bis er seine Aufgabe erkannt hatte und erfüllen konnte. Was wird die Aufgabe des Laien heute sein? Ganz allgemein gesehen besagt sie die Gewinnung und Pflege eines größeren christlichen Selbstbewußtseins und zwar auf allen Gebieten des Lebens: in der Familie, im Berufsleben, in der menschlichen Gesellschaft, im Staat.

Ziel oder Wirkung dieses christlichen Selbstbewußtseins ist ein neuer Frühling im gesamten Leben der Kirche und zwar in dreifacher Hinsicht:

eine priesterliche Gottesfamilie, die im Zusammenwirken von Priester und Laien Gott das immerwährende Opfer, das reine, heilige und makellose Opfer des Neuen und Ewigen Bundes darbringt. (Innerlichkeit, Würdebewußtsein)

ein heiliges, einiges und starkes Volk Gottes, das aus Gott, in Gott und mit Gott lebt und so die Machttaten dessen verkündet, der es aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat. (Auserwählungsbewußtsein, Zusammengehörigkeitsbewußtsein, Verantwortungsbewußtsein)

eine mutige Zeugenschaft mit hohem Sendungsbewußtsein und opferwilliger Einsatzbereitschaft. Es gibt keinen rechten Christen, der sich nicht auch als Apostel weiß, gemäß dem Wort des Herrn: "Ihr sollt mir Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde!" (Apg. 1, 80).

Mit dem Ruf an die Laien stehen wir an bedeutsamer Zeitwende. Denn es ist tatsächlich so, wie James Keller einmal sagt ("Etwas für heute", S. 92): "Die Gottlosen in der Welt fürchten nichts so sehr, als daß die Christen eines Tages aufwachen und ihren Glauben zu leben beginnen könnten. Dann wären die großen Probleme, die heute die Menschheit heimsuchen, bald gelöst." –

Ich bin erschaffen, um das zu sein und zu tun, was nur mir und keinem anderen bestimmt ist. Ich habe einen Platz in den Absichten und in der Welt Gottes, den kein anderer einnimmt. Mag ich arm oder reich, geschätzt oder verachtet vor den Menschen sein, Gott kennt mich und ruft mich bei meinem Namen.

Kardinal Newman



Das Maedchen und die Dame

Bernadette wendet den Blick zur nächsten Pappel, um zu erkennen, ob in der Höhe vielleicht doch irgendein Wind beschäftigt sei, der sich im Dornbusch von Massabielle verfangen hat. Atemlos starr verhält sich das sonst so zittrige Pappellaub. Sie dreht ihr Gesicht wieder der Grotte zu, die nicht weiter als zehn Schritt von ihrem Sitz entfernt liegt. Nun klammert sich auch die wilde Rose wieder regungslos an den Felsen. Wahrscheinlich war's eine Täuschung vorhin.

Dies aber ist keine Täuschung. Denn Bernadette reibt die Augen, schließt sie, öffnet sie, wohl zehnmal, und es bleibt trotzdem. Das Tageslicht ist bleiern nach wie vor. Nur in der spitzbogenförmigen Nische des Grottenfelsens verweilt ein tiefer Glanz, als sei die altgoldene Neige stärkster Sonnenstrahlung dort zurückgeblieben. In dieser Neige eines wogenden Lichtes steht jemand, der wie aus der Tiefe der Welt, gerade hier an den Tag gerettet ist, nach einem langen, aber mühelosen und bequemen Weg. Dieser Jemand ist durchaus kein Gespenst, kein durchsichtiges Luftbild, keine veränderliche Traumvision, sondern eine sehr junge Dame, fein und zierlich, sichtbar aus Fleisch und Blut, eher klein als groß, denn sie steht gelassen und ohne anzustoßen in dem engen Oval der Nische.

Das Auffälligste bemerkt Bernadette zuletzt. Die junge Dame geht bloßfüßig. Die schmalen, kleinen Füße wirken elfenbeinern, ja fast alabastern. Sie bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu der sonst so lebendigen Körperlichkeit des zierlichen Mädchens. Das Verwunderlichste aber sind die goldenen Rosen, die über den Wurzeln der langen Zehen an beiden Füßen angebracht sind, man sieht nicht wie. Man erkennt auch nicht, von welcher Art diese beiden Rosen sind, ob feinste Bijouterie oder stark aufgetragene Malerei.

Zuerst empfindet Bernadette einen kurzen, zuckenden Schreck und dann eine lange Furcht. Es ist dies aber keine Furcht, die ihr bekannt ist, keine Furcht, die einen zwingt aufzuspringen und davonzurennen. Es ist eine weiche Umklamerung der Stirn und der Brust, von der man wünscht, sie möge dauern und dauern. Später löst sich diese Furcht in etwas auf, wofür dieses Kind Bernadette keinen Begriff hat. Am ehesten könnte es Trost heißen oder Tröstung. Bernadette hat bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, daß sie trostbedürftig sei. Sie weiß ja gar nicht, wie schwer ihr Leben ist, daß sie Hunger leidet, daß sie im finsteren Loch des Cachots mit fünf Menschen zusammenhaust, daß sie nächtelang um Atem ringen muß. Das war seit je so und wird wahrscheinlich immer so sein. Es ist die nackte Selbstverständlichkeit. Jetzt aber ist sie mehr und mehr eingehüllt von diesem Trost, der keinen Namen hat, der eine heiße Flut von Erbarmen ist.

Während aber die Wellen dieser liebeerschütterten Getrostheit Bernadettes Herz überspielen, bleiben ihre Augen unablässig, frei und fest auf das Antlitz der jungen Dame gerichtet. Diese ist ihrerseits damit beschäftigt, ihr Antlitz dem Mädchen darzubieten, darzubringen. Obwohl es ruhig dort in der Nische verweilt, scheint es immer näher zu kommen, je mehr Bernadettens Blick sich daran festsaugt. Sie könnte die Schläge der Wimpern zählen, die dann und wann, sehr selten, das herrliche Weiß und Blau der Augen verdecken. Der Teint ist trotz seiner Makellosigkeit so lebendig, daß man an den leicht geröteten Wangen die Frische des Wintertages ablesen kann. Die Lippen sind nicht etwa feierlich zusammengepreßt, sondern stehn ein wenig offen, wie unbewußt, und lassen den jugendlichen Schmelz der Zähne durchschimmern. Bernadette aber bemerkt gar nicht die einzelnen Elemente dieser Lieblichkeit, sondern schaut und schaut das Ganze.

Es kommt ihr gar nicht der Gedanke, sie habe es hier mit etwas Himmlischem zu tun. Bernadette kniet nicht im Dämmer der Kirche. Sie sitzt auf einem Steinblock, nah an der Mündung des Savy-Bachs in den Gave, in dieser kahlen, klaren Februarwelt und hält ihren Strumpf in der schlaffen Hand. Nichts anderes ist ihr bewußt, als die nie erträumte Schönheit dieses Frauenbildes, von der sie trunken ist, unersättlich. Die Schönheit der Dame ist die erste und letzte Macht, die das Kind der Soubirous nicht freigibt.

In der Lähmung ihres Entzükkens besinnt sie sich plötzlich, daß ihr Benehmen unstatthaft sei. Sie sitzt und die Dame steht. Schuld-

Ein Brief an katholische Jugendliche in der Fremde

Grüß Gott, Ihr Jungens und Mädels!

Ihr wollt im Leben glücklich werden. Nach Glück hungert der Mensch. Das Glück aber hat viele Namen. Ein Schulmädchen wurde gefragt, was es haben wolle, um glücklich zu sein. Da sagte es: Schokolade. Ein größeer Schulbub meinte: Wenn er nur aus der Schule wäre. Oder ein Lehrling: Ich möchte den Hausschlüssel, um am Abend fortfliegen zu können. Und wieder ein Größerer: Ich möcht bald heiraten. Später hieß es: Jetzt bräuchten wir einen Totogewinn zu einer schönen Einrichtung und zu einem pfundigen Auto. Und wieder später hieß es: "Das Glück, das ist ein Omnibus, auf den man lange warten muß, und kommt er endlich doch zuletzt, so ruft der Kondukteur: Besetzt!"

Das Glück hat viele Namen, aber all diese Glücksgüter vergehen wie die Seifenblasen. Das Glück hat letzthin doch bloß einen Namen und der heißt "Gott". Der Dichter Pascal hat geschrieben: "Es gibt kein Glück außer in Gott und wenn wir den besitzen, dann ist es überall."

Meine lieben Jugendlichen! Ihr wollt glücklich werden, vergeßt den Herrgott nicht! Dann blüht Euch das Glück auf allen Wegen. Die Hl. Schrift sagt: Denen, die Gott lieben, werden alle Dinge zum besten gereichen. Darum vergeßt nicht, Gott zu lieben. Wer Gott liebt, redet gern mit ihm. Dieses Reden mit Gott, das sind die täglichen Gebete, klein, aber wichtig. Sie halten uns in Verbindung mit Gott.

Wer Gott liebt, geht gern zu Gott. Zu Gott gehen ist vor allem der Meßbesuch, besonders am Sonntag. Daheim war die Sonntagsmesse vielfach Gewohnheit, leider Gottes bei manchen eine leere Gewohnheit. In der Fremde kümmert sich niemand, ob Ihr Euren Sonntag haltet. Nehmt es recht genau! Es hängt wirklich viel, viel davon ab, wie Ihr Euren Sonntag haltet. Auch wenn Ihr Opfer bringen müßt, um in die Kirche zu kommen, scheut diese Opfer nicht! Der Herrgott wird es Euch reichlich hereinbringen. Haltet den Sonntag, auch wenn alle andern um Euch es nicht tun.

Wer Gott liebt, nimmt ihn gern auf bei sich. Das ist das Kommunizieren. Je öfter wir kommunizieren, desto sicherer besitzen wir Gott, desto glücklicher sind wir. Margarete Seemann hat geschrieben: "Trage Gott in Dein Leben, dann trägt Dich Dein Leben zu Gott." Etwas Wunderbares wäre die Monatsbeichte und die oftmalige Kommunion. Wer Gott liebt, der steht zu ihm und verteidigt den Glauben gegen alle Angriffe.

Wer Gott liebt, der hält Seine Gebote. Meine lieben Jugendlichen! Ladet keine schwere Sünde auf Eure Seele! Verpatzt Eure Jugend vor allem nicht mit unkeuschen Sünden!

Damit Ihr es zusammenbringt, rein zu bleiben, vergeßt auch nicht die Gottesmutter, unser schönstes Vorbild und unsere starke Helferin. Vergeßt nicht den Rosenkranz!

Damit Ihr es zusammenbringt, vergeßt nicht den Schutzengel, und wenn Ihr in einer Bekanntschaft lebt, die nach Eurem Urteil wirklich Aussicht bietet auf baldige Heirat, dann verehrt erst recht Euren Schutzengel und auch den Schutzengel des Erwählten. Meidet jede Gelegenheit! Meidet alles Gefährliche, einen schlechten Film, einen schlechten Kameraden, ein schlechtes Buch, einen gefährlichen Tanz, auch den falschen Freund, den Alkohol. Sucht Anschluß an die katholische Jugend oder irgendwelche katholischen Verbände.

Jeder ist seines Glückes Schmied und auch Ihr müßt Euch Euer Glück schmieden. Wie man sich bettet, so liegt man. Merkt es Euch: "Es gibt kein Glück außer in Gott und wer den besitzt, der findet das Glück überall." Oder ein anderes feines Verslein: "Ich will das Glück zum Kreuze binden, damits nur dort die Menschen finden."

Ein Wort noch! Wir in der Heimat wollen gerne für Euch beten. Schreibt einmal oder laßt Euch wieder einmal sehen beim Pfarrer Eurer Heimat! Gottes Segen sei allzeit mit Euch! Das wünscht Euch

Euer Heimatpfarrer.

bewußt erhebt sie sich. Die Dame lächelt befriedigt. Das Lächeln ist eine weitere Auflichtung ihrer Holdseligkeit. Bernadette vollführt nun das linkische Kompliment der Schulmädchen von Lourdes, wenn sie einer der Lehrschwestern, dem Abbé Pomiam oder gar dem Herrn Pfarrer Peyramale auf der Straße begegnen. Die Dame beeilt sich, diesen Gruß zu erwidern, bei weitem nicht so herablassend wie die genannten Autoritäten, sondern voll freier Kameradschaftlichkeit. Sie nickt mehrere Male, und ihr Lächeln wird noch um einen Grad heller. Der Gruß schafft eine neue Lage. Die Beziehung hat sich angesponnen. Zwischen der Beglückten und der Beglückenden entsteht und wogt hin und her ein Strom der freudigsten Sympathie, des ältesten Verbundenseins, ja das Innewerden einer herzbewegenden Mitverschworenheit. Jesus und Maria, denkt Bernadette, sie steht und ich stehe. Damit ein verehrender Unterschied sei zwischen ihrer Haltung und der der Dame, kniet sie aufs Ufergeröll nieder, das Gesicht voll der Nische zugewandt. Wie um zu beweisen, daß sie die Absicht des Mädchens verstanden habe, macht die Dame mit ihren alabasternen Füßen ein Schrittchen aus dem Portal auf den äußersten Rand des Felsens. Weiter kann oder will sie nicht kommen. Dann öffnet sie ein wenig die Hände, eine umfassende oder emporziehende Gebärde andeutend.

In den Geist Bernadettens beginnen kleine Wachheiten aufzubrechen, spitze Punkte erwägender Bewußtheit. Woher ist die Dame gekommen? Aus dem Innern der Erde? Kann etwas Gutes aus dem Innern der Erde kommen? Das Gute, das Himmlische kommt von oben. Es benützt Wolken und Sonnenstrahlen als Fahrzeuge, um sich herabzusenken, wie die Bilder in den Kirchen es darstellen. Wer aber immer die junge Dame ist und woher sie auch auf ihren bloßen Füßen gekommen sei, ob auf natürlichem, ob auf nicht natürlichem Wege, eines bleibt unverständlich: warum hat sie sich gerade Massabielle ausgesucht, die schmutzige Felsenhöhle, diesen Ort des Hochwassers, der angespülten Knochen, des Gerölls, der

Schweine, der Schlangen — einen Winkel, den alle Welt verabscheut? Um sich über die Wesenart der Dame zu vergewissern, will Bernadette ein Kreuz schlagen.

Es ist unmöglich. Der Arm hängt schwer und lahm herab wie eine fremde Last. Nicht einen Finger kann sie rühren. Auch diese Lähmung ist ihr nicht unbekannt aus Angstträumen, wenn gegen den Andrang des Teuflischen Muskeln und Stimme versagen, um den Beistand des Heilandes anzurufen. Jetzt und hier aber scheint ihre Ohnmacht, den Arm zu heben, einen besonderen Grund zu haben. Vielleicht hat Bernadette mit dem Versuch, sich zu bekreuzigen, die gute Sitte verletzt und einen unverzeihlichen faux pas begangen? Denn was das Kreuz anbetrifft, so gehört zweifellos der Dame dort der unbedingte Vorrang.

Und wirklich, die Dame dort in der Nische hebt jetzt äußerst langsam, ja lehrhaft, die rechte Hand mit ihren gebrechlichen Fingern und schlägt über ihr ganzes Antlitz ein großes, beinahe leuchtendes Kreuz, wie es Bernadette noch von keinem Menschen gesehen hat. Es scheint in der Luft schweben zu bleiben. Dabei wird ihr Gesicht sehr ernst, und dieser Ernst ist eine neue ausgesandte Welle der Lieblichkeit, die atemlos macht. Bernadette hat bisher im Leben wie alle anderen Leute beim Bekreuzigen Stirn und Brust nur ungenau betupft. Jetzt aber fühlt sie von einer milden Gewalt ihre Hand ergriffen; wie man einem Kinde, das nicht schreiben kann, die Hand führt, so zeichnet jene milde Gewalt dasselbe große und unaussprechlich vornehme Kreuz mit der eiskalten Hand des Mädchens auf dessen Stirn. Und nun nickt und lächelt die Dame wieder, als sei etwas Wichtiges und gar Köstliches gelungen.

Nach diesem Kreuz entsteht eine neue Pause, vom entzückten Schauen und Lieben ausgefüllt. Bernadette möchte etwas sagen, in Worte ausbrechen, ja nur in formlose Laute, stammelnd, verehrend, zärtlich. Aber darf sie es wagen zu sprechen, ehe die Dame gesprochen hat? Sie greift in ihren Beutel, sie zieht den Rosenkranz hervor. Etwas Besseres könnte sie nicht tun . . .

Alle weiblichen Wesen von Lourdes tragen den Rosenkranz ständig bei sich. Er ist das treue Werkzeug ihrer Frömmigkeit. Die Hände armer, hart arbeitender Frauen vermögen es nicht, stille zu stehen. Ein Gebet mit leeren Händen, das wäre nicht das Rechte für sie. Das Rosenkranzgebet aber ist eine Art von himmlischer Handarbeit, eine Strickerei oder Stickerei, aus den fünfzig Ave Marias der Perlenschnur emsig gewirkt. Wer in Jahr und Tag gehörig viele Rosenkränze betet, der bringt schon ein tüchtiges Gewebe zustande, mit dem dereinst das große Erbarmen einen Teil seiner Schuld zudecken kann. Die Lippen murmeln zwar nur automatisch die Worte des Engels an die Jungfrau, die Seele aber ergeht sich auf der Weide der Heiligkeit. Wenn die Gedanken dabei auch öfters von dem Gesetzchen abirren und über den unvernünftigen Preis der Eier seufzen, und wenn man sogar dann und wann über einem Ave für ein paar Minuten auf den Speicher geht oder gar einnickt, so ist das kein Unglück, denn man verliert sich einer größeren Geborgenheit als sonst. Mutter Soubirous hält es mit dem Rosenkranz wie alle anderen Frauen zu Lourdes. Bernadette aber, die noch sehr jung ist und alles andere als eine Frömmlerin , sie, die von Soeur Maria Thérèse Vauzous für eine unwissende Heidin gehalten wird und wirklich von den Geheimnissen des Glaubens kaum die notdürftigste Ahnung hat — Bernadette trägt ihren Rosenkranz mit Stolz im Beutel, ist er doch das Zeichen fraulicher Erwachsenheit.

Bernadette ist froh, ihre eigene Stimme zu hören, obwohl ihr diese Stimme ganz unbekannt vorkommt: "Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden", beginnt sie die erste Zehnerreihe der Aves. Dabei beobachtet sie die Dame scharf, ob sie mitbetet. Deren Lippen aber bleiben unbewegt. Es scheint, als sei es nicht ihre Sache, den Gruß des Engels zu sprechen. Sie kontrolliert gleichsam nur mit sanfter Hingabe die murmelnde Tätigkeit des Mädchens. Jedesmal, wenn ein Ave zu Ende ist, läßt sie zwischen Zeigefinger und Daumen die Perle gleiten. Sie wartet aber immer darauf, daß Bernadette ihr schwarzes Kügelchen weiterschiebt. Noch

Atmen der Seele

Weisheit Gottes – lenke mich,
Güte Gottes – schütze mich,
Treue Gottes – begleite mich,
Stärke Gottes – stütze mich,
Freigebigkeit Gottes – begnade mich,
Allmacht Gottes – beruhige mich,
Allwissenheit Gottes – umsorge mich,
Allgegenwart Gottes – tröste mich,
Unermesslichkeit Gottes – beheimate mich,
Dreifaltiges Leben – durchflute mich!
Heiligkeit Gottes – verdemütige mich,
Gerechtigkeit Gottes – erschüttere mich,
Langmut Gottes – ertrage mich,
Barmherzigkeit Gottes – rette mich,
Liebe Gottes – überwältige mich,
damit ich nichts wollen kann, als Dich.
Amen.

Der Christ im Atomzeitalter

Wir veröffentlichen nachstehend einen Artikel von Prof. Dr. Enrico Medi, der sich mit der moralischen Problematik der gewaltigen Erfindungen der neuesten Zeit befaßt. Dr. Medi ist Professor für Geophysik an der Universität Rom und leitete im Jahre 1955 die Vatikanische Delegation bei der Genfer Atomkonferenz. Er ist Direktor des Italienischen Instituts für Geophysik und Mitglied der Italienischen Atomenergie-Kommission.

Es scheint, daß wir uns einer Zukunft nähern, die uns einen hohen materiellen Entwicklungsstand beschert, gleichzeitig aber gefährlich arm ist an geistigem Gehalt.

Schon durchbrechen die Flugzeuge die Schallgrenze. Elektronen machen die phantastischesten Kalkulationen möglich, indem sie tausende von Arbeitsgängen in einer einzigen Sekunde ausführen. Durch Radio und Fernsehen können wir Vorgänge beobachten, die sich hunderte von Kilometern entfernt ereignen. Der Mensch ist auf dem Vormarsch in Zeit und Raum.

Die Biologie schenkte dem Menschen mächtige Waffen gegen die Krankheit. Die Anwendung von Isotopen in der Landwirtschaft eröffnet der Menschheit die Hoffnung auf eine Welt, in der es keine Angst mehr vor dem Schreckensgespenst des Hungers gibt. Die Technik der synthetischen Stoffe und ihre Verwendung verändern ganze Teile des industriellen Lebens. Der Mensch ist im Begriff, über Krankheit und Not zu triumphieren.

Die Chemie vereinigt Atome mit den verschiedensten Eigenschaften zu Molekularmassen. Die Atomenergie mit ihren Kernreaktoren eröffnet ein neues Zeitalter ohne Furcht vor versiegenden Energiequellen.

Wissenschaftler und Forscher haben die verstecktesten Vorgänge der Nature untersucht und sich Hilfsmittel geschaffen, mit denen sie weiter in ihre Geheimnisse eindringen können.

Ein enormer Fortschritt liegt zwischen der Zeit der ersten elementaren Kenntnisse von der Struktur der Materie und unseren Tagen. Lavoisier legte die Grundlagen für eine neue Chemie. Volta erklärte das Phänomen der Elektrizität. Ohm, Ampère, Faraday, Ferraris und Maxwell vervollständigten es zu einem harmonischen Gesamtbild. Die Erforschung der kleinsten Teilchen, die natürliche Radioaktivität, die erste Hypothese über die Struktur des Atoms, die Revalitätstheorie, spektroskopische Experimente, die Wellenmechanik, die künstliche Radioaktivität und die Entdeckung des Neutrons, der kosmischen Strahlen und schließlich des Protons, das alles waren Meilensteine auf dem Weg der Entdeckung. Sie haben dem Menschen eine unglaubliche Macht über die Natur gegeben.

Gefahren des Fortschritts

Diese Erfolge sind ohne Zweifel ein Grund zur Freude, wenngleich sie auf der anderen Seite ernste Sorgen um die Zukunft der Menschheit wachgerufen haben.

Die Flugzeuge können zu Instrumenten des Angriffs werden, gegen die es praktisch keine Verteidigung gibt. Die Atomenergie ist in der Lage, ganze Großstädte auszuradieren, radioaktiver Atomstaub vermag Hunderttausende von Menschen zu vernichten.

Auch der mechanische Fortschritt ist nicht ungefährlich. Man macht Erfindungen, um dem Menschen neue Möglichkeiten der Unterhaltung zu bieten, ihm Bequemlichkeiten und Komfort zu sichern und bewirkt damit nicht selten eine Behinderung der Entwicklung der edleren Kräfte des Menschen. Je weitgehender die Notwendigkeit zur physischen Anstrengung entfällt, desto größer ist die Gefahr, daß die Widerstandsfähigkeit des Menschen abnimmt.

Der Fortschritt vermag uns zu Stolz und Selbstzufriedenheit zu führen, zur Vergötterung der experimentellen Wissenschaft. Schon ist die geistige, moralische und künstlerische Entwicklung in Gefahr, für immer erstickt zu werden und damit das Ende alles Guten und Schönen einzuleiten, alles dessen, was das Leben des einzelnen und der Gemeinschaft lebenswert macht.

Der Mensch — erschaffen für das Licht

Ist dann aber der Fortschritt nicht etwas Schreckliches? Sollten wir ihn nicht bremsen oder reduzieren? Sollten wir nicht zu-

---

nie hat Bernadette ihren Rosenkranz so langsam hergesagt. Er ist gewiß ein starkes Mittel, die Dame festzuhalten. Nichts ist ihr wichtiger. Sie fürchtet, die Allerliebste, an deren Gesicht sie sich mit all ihren Seelenkräften festsaugt, werde müde werden, werde es satt bekommen, einer Soubirous-Tochter wegen in dem unbequemen Steinloch zu verweilen, hart am Rande eines abschüssigen Felsens, von dem man leicht herunterstürzen kann.

Es ist ihr gewiß sehr peinlich, ununterbrochen angestarrt zu werden, und das noch dazu bei diesem Wetter. Oh, bald wird sie davongehen und mich allein lassen . . . Nach dem dreißigsten Ave verlieren sich auch diese angstvollen Nebengedanken und Gefühlsschatten. Ohne daß ihre Augen ermatten, ist Bernadette nur mehr ein Schauen. Das Leben aller andern Sinne zieht sich zurück. Sie spürt die eisige Kälte nicht, die sie umweht, eine warme, eine glückliche Schläfrigkeit umhüllt sie.

"Wie gut geht es mir doch, oh wie gut . . ." –

rückeilen auf dem Weg, den wir mit einem solchen Tempo zurücklegten? Dies sind Fragen, die der Fortschritt heute dem verantwortungsbewußten Menschen stellt, ganz besonders demjenigen, dem das Geschenk des Glaubens und der christlichen Lehre zuteil wurde.

Der Geist des Menschen ist für das Licht erschaffen. Gott schenkt nicht nur die Offenbarung, sondern auch die Natur. Er bestimmte, daß der Mensch nicht Diener, sondern Herr der Natur sei, damit beide, Mensch und Natur, ihm dienen.

Gut und Böse entspringen nicht in der Welt der Dinge noch im Fortschritt schlechthin, sondern einzig und allein im Herzen, Willen und in der Entscheidung des Menschen. Deshalb kann auch der wahre Fortschritt nichts Schlechtes in sich sein.

Papst Pius XII. hat wiederholt vor den Gefahren gewarnt, die der modernen Gesellschaft drohen. In seinen Ansprachen, reich an Gehalt und erleuchtend klar, hat er den Gläubigen den rechten Weg gewiesen. Wenn wir die Fragen beantworten wollen, die uns der moderne Fortschritt stellt, dann sollten wir auf seine Worte zurückgreifen.

Wissenschaft ergänzt den Glauben

Man muß das Problem von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachten. Der erste ist lehrmäßiger Art.

Kann die Wissenschaft eine Krise des Glaubens hervorrufen? Verursacht sie nicht bei den Gläubigen Verwirrung und Zweifel? Wäre es nicht besser, dem Glauben seine Einheit und seine Gefühle zu lassen?

Unsere Antwort darauf kann nur lauten: Der menschliche Geist ist nicht für das Dunkel, sondern für das Licht erschaffen. Jedes Licht — die Wissenschaft, die Philosophie und die Religion — kann dazu beitragen, den Nebel des Nichtwissens und Zweifelns zu zerreißen. Gott ist ebenso gut der Schöpfer der Natur wie der Offenbarung. Zwei verschiedene Wege tun sich hier auf, durch die sein Wort zum Geist des Menschen findet. Aber jedesmal ist es Sein Wort, in dem es keinen Widerspruch geben kann.

Ein Lourdes-Gebet des Heiligen Vaters

"Bereit für die Einladung deiner mütterlichen Stimme, o Unbefleckte Jungfrau von Lourdes, eilen wir zu deinen Füßen: bei der schlichten Grotte, wo du dich gewürdigt hast zu erscheinen, um den Abgeirrten den Weg des Gebets und der Buße zu zeigen, und den Erschlafften die Wunderzeichen deiner hohen Güte zu schenken.

Nimm an, o barmherzige Königin, die Loblieder und Bitten, die Völker und Nationen, von bitteren Ängsten bedrängt, vertrauensvoll zu dir erheben.

Du leuchtende Erscheinung vom Paradiese, vertreibe aus den Geistern die Finsternisse des Irrtums mit dem Licht des Glaubens! Du mystischer Rosengarten, erhebe die gebrochenen Seelen mit dem himmlischen Duft der Hoffnung! Du unerschöpfliche Quelle heilsamen Wassers, belebe die vertrockneten Herzen mit der göttlichen Flut der Liebe!

Gib, daß wir, deine Kinder, von dir gestärkt in den Leiden, beschützt in den Gefahren, gestützt in den Kämpfen, in Liebe und Dienst deinen süßen Jesus verbunden, die ewigen Freuden verdienen bei deinem Thron im Himmel. Amen."

Herr: Wir haben Mikroskope und Teleskope erfunden!

Wir haben die Mikroben und Atome entdeckt und ihre letzten Geheimnisse durchschaut, wir haben Fernsehtürme in den Himmel gebaut und schauen gegenwärtig, was sich in Rom oder Paris, in Moskau oder New York abspielt.

Aber wir haben Dich aus dem Auge verloren, Dich, den unendlich großen und unendlich hohen Gott, in Dem wir leben, uns bewegen und sind; Der uns dauernd im Dasein erhält.

Die Werke Deiner Hände und Deines Geistes haben wir durchforscht, mit einem unendlichen Fleiß und der Zähigkeit die Rätsel Deiner Welt entschleiert, aber wir haben Deine Spur verloren und das Gespür, Dich zu finden, Dich, den unendlich Liebenswürdigen und mit göttlicher Maßlosigkeit Liebenden.

Damit haben wir alles verloren, denn Du bist alles, und alles ist deshalb für Dich geschaffen. Von Dir. Für Dich. Alle Geschöpfe sind nur Spuren, die zu Dir hinführen sollen. Alle irdischen Lieder nur frohe Klänge, die uns zu der unaussprechlichen und unerfaßlichen Harmonie Deines Wesens heimlokken sollen. Alle Strahlen und Ausstrahlungen Deiner Schöpfung sind nur Deine Boten und Gesandten, die uns leise anzupfen und uns sagen sollen: Sei selbst ein leuchtender Strahl Dessen, von Dem du ausgegangen bist, und wandere heim zu ihm, Der aller Dinge Ausgang, Seele, Sonne und Endziel ist.

Herr, wir haben die Mikroskope und Teleskope erfunden, wir kennen die Reigen der Atome und die Tänze der Sterne. Aber wir haben Dich, den unendlich Großen und allein Notwendigen, verloren. Wir haben uns selbst verloren und die Erde verloren, die wir damit zu gewinnen hofften. Mit Dir haben wir alles verloren. Schenk Dich uns zurück, reiß die Mauern nieder, die wir zwischen Dir und uns aufgerichtet haben. Sperr die Türen wieder auf, deren Schlüssel wir verloren hatten, und morgen wird die Welt wieder eine Heimat sein, kein Gefängnis, kein Grab, keine Hölle, kein fallender Stern mehr. Mit dir wird alles neu werden.

Der Glaube ist der direktere der beiden Wege. Durch die Kirche, die Hüterin der Wahrheit, erleuchtet Gott den menschlichen Geist direkt. Die Wissenschaft dagegen erforscht die Natur mit ihren Mitteln. Der echte wissenschaftliche Fortschritt ergänzt den Glauben. Immer neue Zusammenhänge eröffnen sich dem menschlichen Geist. Verborgene Wahrheiten werden offenbar, eingefügt in den großen Plan des Schöpfers, der den Menschen zum Herren dieser Erde machte, zum Mittelpunkt des Universums, ihn aber gleichzeitig für ein übernatürliches Leben bestimmte.

Wissenschaft und Religion können sich trotz ihrer verschiedenen Wege und Methoden niemals widersprechen. Im Gegenteil, sie werden den suchenden Geist in der Wahrheit bestärken und damit den Menschen zu jener wunderbaren Zusammenschau führen, die die vollendeste Form des Menschentums darstellt.

Hieraus ergibt sich aber, daß die menschliche Intelligenz nicht nur auf dem Gebiet der Wissenschaft vordringen darf, sondern gleichermaßen auch in Philosophie und Religion Fortschritte machen muß. Es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß ein theologisches Anfangswissen für die Tiefen ausreichte, die die moderne Kultur erfordert.

Wunderbare Beziehungen und Übereinstimmungen bestehen zwischen der Struktur der Materie, des Raumes, der Zeit, der Energie, der Erde und des Universums, der inneren Zusammensetzung und dem Zusammenwirken der elementarsten Teilchen im Atomkern auf der einen Seite und den Erkenntnissen der Philosophie über das Sein, den Theorien von Kraft und Bewegung des Absoluten und des Zufälligen auf anderen. Würde die oberflächliche Kenntnis einiger Katechismusantworten genügen, um diese Harmonie zu verstehen, dann würde das edle Licht, das von den Mysterien ausgeht, die uns die Theologie erschließt, ein sehr armes religiöses Denken beleuchten.

Frieden — ein sittliches Problem

Dem intelligenten Wesen, das ein klares Bild von der hierarchischen Ordnung des Guten, von seiner eigenen Bestimmung und seiner Mitmenschen hat, werden sich — wenn es guten Willens ist — der richtige Weg und die geeigneten Mittel auftun, den Fortschritt zum Heil und nicht zum Schaden zu gebrauchen.

Keine Atombombe vermag eine Stadt zu zerstören, wenn die Menschen wirklich den Frieden wollen. Der Friede in der Welt ist nicht ein ökonomisches, sondern ein streng moralisches Problem.

Die Fortschritte der Wissenschaft, insbesondere auf dem Gebiet der Atomkraft, können für den Menschen die Ankündigung einer besseren Zukunft oder aber der Albtraum einer drohenden Selbstvernichtung sein. Zunächst muß hier erneut darauf hingewiesen werden, daß die Welt, das Objekt der Wissenschaft, gleichermaßen eine Schöpfung Gottes ist wie der Glaube. Keines der Dinge, die Gott geschaffen hat, ist böse, und auch die Wissenschaft, die bestrebt ist, die Elemente der Natur dem Menschen nützlich zu machen, ist in sich nicht verdorben. Das Böse kann einzig und allein im Willen des Menschen liegen.

Der Christ darf niemals vergessen, daß er nicht als Diener, sondern als Herr der Natur geschaffen wurde. Er erst ersetzt die Natur in die Lage, ebenfalls Gott zu dienen.

Die Entwicklung auf dieser Erde, in Vergangenheit wie in Zukunft, hing und hängt vom freien Willen des Menschen ab, erleuchtet und unterstützt durch die göttliche Vorsehung. Gleichzeitig ist damit diese Entwicklung aber auch seinen Leidenschaften unterworfen.

Auch der Geist verlangt nach Fortschritt

Das Leben bleibt niemals stehen. Es entwickelt sich weiter und wächst, ohne deshalb das Vergangene zu leugnen. Die Jugend ist kein Widerspruch zum Kindesalter, das Mannesalter kein Gegensatz zur Jugendzeit. Vielmehr erlebt der Mensch eine sich täglich fortsetzende Vervollkommnung. Keiner wird bestreiten, daß die Fortentwicklung des Körpers begleitet sein muß von einer Fort-

Es war einmal...

... ein Pärchen, das einfach nur so aus Liebe heiratete
... eine Frau, die lieber einen Kinderwagen als ein Auto hatte
... ein Mädchen, das den neuen Hut der Freundin schick fand
... ein Mensch, der die Predigt des Pfarrers auf sich bezog
... ein Mann, der nicht neidisch auf seinen besser verdienenden Kollegen war
... ein ganz kleiner Mann, der ein ganz großer Mann wurde und doch bescheiden blieb
... ein Mann, der seinen Aufstieg nicht seinen Ellbogen zu verdanken hatte
... ein Abteilungsleiter, dessen Chef nicht pleite machte, als er ging
... ein Chef, der einsah, daß er unrecht hatte
... ein Arzt, der einen Kranken mit Krankenschein genau so behandelte wie einen Privatpatienten
... ein Genie, das dem lieben Gott dankbar war
... ein guter deutscher Film
... ein Bürger, der seine Steuern gern bezahlte
... ein Deutscher, der verstand, daß die Franzosen mißtrauisch gegen uns sind
... ein Franzose, der glaubte, daß die Deutschen keinen Krieg mehr wollen
... ein Deutscher, der die Italiener liebte, weil sie keine Helden sind
... eine Zeit, in der Deutschland das Volk der Dichter und Denker war.

entwicklung des Geistes. Und das gilt ebenso gut für das Individuum als auch für ganze Nationen und Kulturen. Die Kultur wird unwahr, wenn sie sich nicht in ihren verschiedenen Elementen harmonisch entwickelt. Es kann also nicht Aufgabe der Gesellschaft sein, dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt Hindernisse in den Weg zu legen; sie muß vielmehr alles einsetzen, um einen gleichmäßigen Fortschritt im religiösen, philosophischen, künstlerischen und moralischen Bereich zu erwirken.

Der gläubige Mensch weiß, daß er göttliches Leben in sich trägt, das sich dereinst wunderbar entfalten und ohne Ende sein wird. Er weiß, daß sein Leben bereits auf der Erde auf dieses Ziel ausgerichtet sein muß. Er kennt seine Verpflichtungen gegenüber dem Nächsten zum Wohle aller und zum Ruhme Gottes.

Deshalb bejaht er Wissenschaft und Fortschritt. Er macht sich ihre Errungenschaften zunutze. Er läßt sich nicht zum Sklaven der Technik herabwürdigen, sondern kontrolliert sie als ihr Herr und Meister.

Nach christlicher Auffassung ist unsere gegenwärtige Entwicklungsstufe etwas Schönes und Gutes, angefüllt mit Dingen, die Gott in seine Schöpfung legte, damit sie dem Menschen dienen.

Zeit ohne Ausgleich

Aber wir leben in einer Zeit, der der Ausgleich fehlt. Der rapide Aufstieg auf den verschiedensten Gebieten der Zivilisation hat die Menschheit nicht selten unvorbereitet überfallen, ohne die Grundnahrung echter Philosophie und die Tiefe eines bis ins letzte christlichen Lebens.

Wir haben keine Zeit, uns jetzt mit zwecklosen und irrigen Auffassungen zu belasten, die mit der christlichen Vorstellung von Leben und Gesellschaft nichts zu tun haben. Die alten und heidnischen Ideen von Geld, Reichtum und Wettbewerb, die Formulierung eines Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, Produktion und Handel, die internationalen Beziehungen und schließlich das politische Konzept haben eine fundamentale Wandlung erfahren und fordern eine Revision.

Der Mensch muß sich heute in den großen Problemen der modernen Zeit stärker denn je bewußt werden, daß alle Menschen Kinder des einen Gottes und damit Brüder sind. Der Mensch vermag sich heute eine bessere Welt zu schaffen, wenn er ernstlich bestrebt ist, die rechte Ordnung einzuhalten. Der Sieg über die Natur wird dem Menschen das Leben erleichtern; aber dennoch wird dieses Leben eine Vorbereitung auf die Ewigkeit bleiben. –

Streifzuege

Katholiken sollten anders sprechen —" Ich muß an Sonn- und Feiertagen in die heilige Messe gehen", das ist eigentlich nicht richtig. Gott der Herr zwingt niemanden! Ich darf dem heiligen Meßopfer, der Erneuerung des Kreuzesopfers Jesu Christi, aus dem soviel Gnade und Segen in mein Herz hineinströmt, beiwohnen, es mitfeiern und so Gott dem Herrn Lob und Dank und Anbetung darbringen, wie es mir sonst nirgends möglich ist. Das ist Gnade, das ist Freude, aber doch nicht "lästige Pflicht"! — "Ich darf an Fasttagen kein Fleisch essen" . . . nein, ich will freiwillig am Freitag zur Erinnerung und aus Dankbarkeit gegen den Gekreuzigten, der am Freitag die ganze Welt erlöst hat, das so kleine Opfer bringen und mich so ein klein wenig einschalten in das große Opfer Jesu Christi. — "Ich muß die sogenannte Osterpflicht erfüllen" . . . das klingt ganz unschön! Ich darf mich dem Beichtstuhle nahen trotz meiner vielen Sünden usw. Gott wartet dort auf mich, um mich wieder an sein Vaterherz zu ziehen als sein Kind. Und dann werde ich gewürdigt, obwohl ganz unwürdig aus mir selbst, den göttlichen Heiland in der heiligen Kommunion in mein Herz aufzunehmen und das Unterpfand der künftigen Herrlichkeit in mir zu tragen. — "Ich muß die täglichen Gebete verrichten" . . . nein, ich darf mein Herz zu Gott dem Vater erheben, und ihm alle meine Sorgen und Anliegen vortragen, und zwar zu jeder Stunde, ohne vorherige Anmeldung und langes Warten, wie es bei irdischen Großen und Einflußreichen der Fall ist.

(Freiburger Kirchenblatt)

Bitte an die Urlaubsgäste — Mit dreisprachigen Anschlagezetteln, die an alle Hotels und Gaststhöfe verteilt wurden, hat die Tiroler Landesregierung die ausländischen Sommergäste, die ihren Urlaub in Tirol verbringen, gebeten, anstößige Kleidung zu vermeiden. "Sie haben Tirol zu Ihrer Erholung aufgesucht", heißt es in dem Aufruf, der in deutscher, französischer und englischer Sprache gedruckt ist. "Die Bevölkerung freut sich darüber. Um Ihnen den Aufenthalt in jeder Hinsicht angenehm zu gestalten, sei ein wohlgemeinter Rat erlaubt: Bitte, wählen Sie Ihre Kleidung so, daß niemand daran Anstoß nehmen kann! Im Interesse der Jugend und der Wahrung der öffentlichen Sitten werden Ihnen die Frauen und Männer Tirols dafür dankbar sein." Der Tiroler Landeshauptmann, Alois Grauß, stellte in einer Anweisung an die Bezirkshauptmannschaften fest, daß sich in den letzten Jahren gezeigt habe, "daß während der heißen Jahreszeit die Damenmode im Straßenbild Tirols nicht immer ganz den Anforderungen des Anstands und der Schicklichkeit entsprach."

Wer ist an den hohen Preisen schuld? — Im Zuge der öffentlichen Meinungsforschung wurden 800 Hausfrauen der Bundesrepublik darüber befragt, wer nach ihrer Meinung die Schuld an den hohen Preisen trage. Die Befragung ergab folgende Prozentsätze der Meinungen: 20% der Befragten geben die Schuld den Käufern, da sie oft ohne Überlegung kaufen, 16% gaben die Schuld den ständigen Lohnforderungen, 9% der Regierung 7% der mangelnden Preisüberwachung, 5% dem Handel, 5% der Wirtschaftpolitik, 3% den zu hohen Einfuhrzöllen, 2% der Industrie, keine Meinung hatten 11%.

Aus der katholischen Welt

Die letzten vier deutschen Ursulinen aus Niederschlesien sind im Durchgangslager Friedland eingetroffen. Die Schwestern kamen aus Liebenthal, Bezirk Breslau. Sie lebten zuletzt in dem Gartenhaus ihres Klosters, das als Schule an den Staat vermietet ist. In das Gartenhaus sind jetzt polnische Schwestern aus Krakau eingezogen.

Dreizehn katholische Priester aus China, die zur Zeit in der Bundesrepublik in der Seelsorge tätig sind oder an deutschen Hochschulen studieren, trafen sich in Altenberg bei Köln. Sie berieten die religiöse und geistig-kulturelle Betreuung der etwa 150 chinesischen Studenten in der Bundesrepublik, unter denen sich knapp 100 Katholiken befinden. Die Beratungen fanden in Gegenwart des im Exil lebenden Erzbischofs von Peking, Kardinal Tien SVD, statt.

Der Staatssicherheitsdienst der Sowjetzone durchwühlt zur Zeit die kath. Pfarrbüchereien in der Sowjetzone und beschlafnahmt vielfach Bücher, die entweder zwischen 1933 und 1945 oder nach 1948 in westdeutschen Verlagen erschienen sind. Auch "hygienische Gründe", wie etwa die, daß beanstandete Bücher nicht sauber genug seien, müssen oft für diese widerrechtlichen Aktionen des SSD herhalten. In einigen kath. Pfarrgemeinden, wie in Eisleben und Helbra, wurden die Pfarrbüchereien ganz geschlossen.

In einem Schreiben an die 18. Soziale Woche der spanischen Katholiken setzt sich Papst Pius XII. erneut für eine bessere Betreuung der Auswanderer ein. Die "Menschen ohne Land", heißt es in dem Schreiben, hätten ein Recht darauf, "Land ohne Menschen" zu bebauen. Ferner bezeichnet der Papst die Gründung einer übernationalen Auswandererbehörde, in der die Erfahrungen der nationalen Büros zusammengefaßt und koordiniert werden sollten, als wünschenswert und erforderlich.

Die 45. Soziale Woche Frankreichs wurde am 12. Juli durch eine Pontifikalmesse in der Kathedrale von Versailles eröffnet, die Kardinal Feltin zelebrierte. Die Veranstaltungen umfaßten 18 Hauptvorträge über aktuelle Themen des Erziehungswesens: Schulkrise und Kulturkrise, die Schule und der Wandel der Sozialstrukturen, soziologische und psychologische Analyse des Lehrkörpers, volkswirtschaftliche Aspekte der Erziehung, der Wert der Unterrichtsfreiheit, Schule und Berufsberatung, die Schule als Ausgangspunkt staatsbürgerlicher Bildung, die internationale Zusammenarbeit der Erzieher.

Der seit längerer Zeit schwer erkrankte Kardinal Stepinac hat sich einer Operation unterziehen müssen. Dabei wurde ein chirurgischer Eingriff am rechten Bein des Kardinals vorgenommen, um ein Blutgerinnsel zu verhüten. Das Bein ist von einer Thrombose befallen. Der behandelnde Arzt erklärte, daß die Operation vollauf gelungen sei und eine Amputation des rechten Beines vorerst vermieden werden konnte.

Zu den Gründern des Quickborn gehörte der Priester und Jugenderzieher Prof. Hermann Hoffmann, der am 14. Juli seinen 80. Geburtstag feierte. Mit über 200 Publikationen hat er seinen starken Einfluß besonders auf die Jugend ausgeübt. Zur Zeit lebt Prof. Hoffmann als Hausgeistlicher in Leipzig.

Keinen übernatürlichen Charakter hat das Bischöfliche Ordinariat in Terni (Italien) Muttergotteserscheinungen zuerkannt, die in letzter Zeit Aufsehen erregt hatten. Zwei Kinder hatten behauptet, sie hätten Erscheinungen gehabt.

Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Polen hat sich in letzter Zeit wieder verschlechtert. Die Regierung wollte nicht dulden, daß ausländische Spenden wie bisher allein durch kirchliche Stellen verteilt würden. Die kommunistenfreundliche Pax-Gruppe sollte mehr Einfluß erhalten. Nach einigen Tagen gab die Regierung wieder nach. Das gespanntere Verhältnis ist wohl zum Teil auch durch die schwierige Lage der Gomulka-Regierung im Ostblock bedingt.

Zum 800. Todestag des seligen Bischofs Otto von Freising hielt die philosophisch-theologische Hochschule Freising eine akademische Feier, an der zahlreiche in- und ausländische Persönlichkeiten aus Kirche und Hochschulleben teilnahmen. Bischof Otto, der erste Markgraf von Österreich, der 1138 den Freisinger Bischofsstuhl bestieg, gehörte zu den größten Geschichtsschreibern und Geschichtsphilosophen des Mittelalters.

Ein neues Pastoral-Institut ist in Rom gegründet worden. Das Institut steht unter Aufsicht der Studien-, der Religiosen- und der Konzilskongregation. An ihm sollen Theologiestudenten und bereits geweihte, junge Priester in zeitgemäßer Seelsorge unterwiesen werden. Die Kurse dauern mindestens ein Jahr, der Hauptkurs wird auf zwei Jahre ausgedehnt.

Die Zahl der Priester in der ganzen Welt ist heute höher denn jemals zuvor in der Kirchengeschichte. Wie aus einer Aufstellung des christlichen Bildungs- und Beobachtungszentrums in Assisi hervorgeht, gibt es zur Zeit rund 400 000 katholische Priester, dazu 200 000 Laienbrüder und 992 590 Ordensschwestern.

Der Bischof der französischen Diözese Angers, Heinrich Chappulie, hat angeordnet, daß in seinem Bistum in Zukunft kirchliche Beerdigungen nur noch in einer Klasse durchgeführt werden. Die auch äußerlich gleiche Form solle begreifen lassen, schreibt der Bischof in einem Brief an seinen Klerus, daß die christliche Beerdigung in ihrer tiefbewegenden Liturgie mehr als sozialer Ritus und weltliche Formulität sei.

Die Errichtung einer kanadischen Gesandschaft beim Heiligen Stuhl hat kürzlich der Herausgeber einer der größten kanadischen Tageszeitungen, der Anglikaner John Bassett, gefordert. Es sei endlich an der Zeit, so schrieb Bassett, überholte religiöse Vorurteile fallen zu lassen.

Radio Vatican ist dabei, sein Sendeprogramm auszubauen. Die Möglichkeit dazu wurde durch die neue Sendeanlage in Santa Maria di Galeria geschaffen. Bereits im Frühjahr wurden die Sendungen nach Süd- und Mitteldeutschland aufgenommen und seit dem 29. Juni werden regelmäßig Sendungen für Indien, Pakistan und Ceylon in englischer Sprache ausgestrahlt.

Der mit der Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge beauftragte Bischof von Hildesheim, H. M. Janssen, und der Beauftragte des Rates der Evang. Kirche in Deutschland, Bischof D. Wester, haben in Schleswig gemeinsame Fragen der Lagerbetreuung besprochen.

Der künftige Klerus des Bistums Essen solle unmittelbaren Kontakt mit der Welt der Arbeit gewinnen und halten; deshalb würden die angehenden Geistlichen eine bestimmte Zeit in Betrieben des Bergbaus oder der Hüttenindustrie des Ruhrreviers arbeiten. Diese Erklärung gab der Bischof von Essen, Dr. Hengsbach, nach dem Befahren des Verbund-Bergwerks Walsum, wo er unter Tage und über Tage sich einen Einblick in die Arbeitsbedingungen dieser größten Einzelzeche des Ruhrgebietes verschafft hatte.

Unser Horoskop

Für alle Tage des Jahres — Absolut sicher und unfehlbar!

Widder (21. März bis 20. April): Sie wollen mit dem Kopf durch die Wand, aber selbst in den modernen Wohnungen ist die Wand härter als der Kopf! Auch die Mitmenschen sind keine Prellböcke, sondern trotz all ihrer Schlechtigkeit auch Gottes Ebenbilder mit einem Anrecht darauf, von Ihnen nicht über den Haufen gerannt zu werden. Stellen Sie wie der heilige Ignatius, der "Soldat Gottes" (geb. 7. April), oder wie die große heilige Theresia (28. März) Ihre Hingabefähigkeit für eine große Sache, Ihren Idealismus, Ihren Ehrgeiz in den Dienst des Reiches Gottes! Da wären Sie in ihrem Element, könnten kämpfen und angreifen ohne Ende und an Feinden wird es Ihnen nie mangeln. Selbst wenn Sie dann manchmal unterliegen: der Herrgott ist ein unendlich geduldiger und schweigsamer Schiedsrichter!

Stier (21. April bis 21. Mai): Sie sind wie ein alteingesessener Großbauer: sorgfältig, ausdauernd, treu, hängen an Ihrem Hab und Gut und Ihren Gewohnheiten. Ist uns aber nicht aller Besitz und manche Gewohnheit fragwürdig geworden und verlorengegangen? Beten und arbeiten: das wäre die richtige Gewohnheit, und die geistlichen Schätze der Kirche: das wäre der richtige Besitz für den Einsatz Ihrer Treue. Niemand kann sie Ihnen mehr entreißen! Sie brauchen kein revolutionärer Kämpfer zu werden: der irische Hafenarbeiter Matt Talbot (geb. 2. Mai, Heiligsprechungsprozeß im Gange), ein stiller Apostel in seinem Arbeitsmilieu, das sollte Ihr Vorbild sein.

Zwillinge (22. Mai bis 21. Juni): Ihre Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit haben eine gefährliche Kehrseite! Nachdem Ihre Vielseitigkeit bisher nicht richtig zum Zuge kommen konnte, sind Sie ernsthaft von der Managerkrankheit bedroht. Gegen diese Zersplitterung gibt es nur ein Rezept: das gleiche, das sich der heilige Papst Pius X. (geb. 2. Juni) zum Leitwort seines Lebens gemacht hat: "Alles erneuern in Christus!" Unter diesem Motto können Sie nach allen Seiten wirken und haben doch in Christus die bergende Mitte, die Sie vor Verzettelung bewahrt.

Krebs (22. Juni bis 22. Juli): Wie einst der Kapuzinergeneral und Deutschlandapostel Laurentius (geb. and gest. an einem 22. Juli) zum Kreuzzug gegen die Türken aufrief, so sollten Sie selber sich zum Kampf gegen Ihre Reizbarkeit und Ihre Launen rüsten und die zähe Treue Ihres Kerns einer guten Sache widmen. Seien Sie anspruchsvoll nicht gegenüber anderen, sondern gegenüber sich selber!

Löwe (23. Juli bis 22. August): Sie lassen zwar jeden Ihrer Mitmenschen nach seiner Fasson selig werden, aber nur, wenn Sie in Ihrem Revier der unangefochtene König bleiben können. Aber Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Prahlerei sind schlechte Eigenschaften für einen König! In die Tiefe gehen, Nächstenliebe, Nachgeben und verzeihen: das müssen Ihre Vorsätze sein! Sie brauchen nicht gerade das strenge Büßerleben des heiligen Johannes vom Kreuz (geb. 15. August) zu führen, aber mindestens zur Übung der Demut sollten Sie sich diesen Heiligen zum Vorbild nehmen.

Jungfrau (23. August bis 22. September): Sie sind der geborene Präzisionsarbeiter und Buchhalter! Aber geben Sie acht, daß Ihre Exaktheit nicht zur Kleinlichkeit wird, Ihre Zurückhaltung nicht zur mißtrauischen Isolierung, Ihr Rechentalent nicht zur Pfennigfuchserei und zum praktischen Materialismus! Denken Sie an den "Apostel der Sahara", den Afrikaforscher und Wüstenheiligen Charles de Foucauld (geb. 15. September), um zu erkennen, daß es im Leben nicht um ein kleinliches Einzeldasein, sondern um die große Sache geht!

Waage (23. September bis 23. Oktober): Sie sind kein Held und drängen sich nicht vor, Sie streiten nicht und finden immer noch einen Ausweg. Aber in dem Ausgleichenwollen um jeden Preis liegt die Gefahr des Sichgehenlassens, in der Diplomatie die ständige Versuchung zum Lügen, im guten Formgeschmack die Gefahr der hohlen Eitelkeit. Der heilige Ivo (geb. 17. Oktober), Verteidiger bedrängter Armer vor Gericht und Patron der Juristen, hat uns durch sein Leben gezeigt, daß über Vermittlung und Ausgleich Wahrheit und Gerechtigkeit stehen müssen.

Skorpion (24. Oktober bis 22. November): "Maßhalten" sollte der Leitspruch Ihres Lebens sein, denn sowohl die Arbeit wie das Vergnügen verlieren ihren Sinn, wenn sie im Übermaß getrieben werden. Stolz, Empfindlichkeit und Streitsucht sind schlechte Begleiter, aber Willenskraft, Fleiß Fantasie und Ehrgeiz sind ein gutes Kapital, das Sie nutzen können. Nehmen Sie sich den heiligen Augustinus (geb. 13. November), zum Vorbild, der nach einer verirrten, leidenschaftlichen Jugend zur rechten Zeit sein wahres Lebensziel erkannte, die Gnade Gottes ergriff und zu einem der größten Kirchenlehrer aller Zeiten wurde.

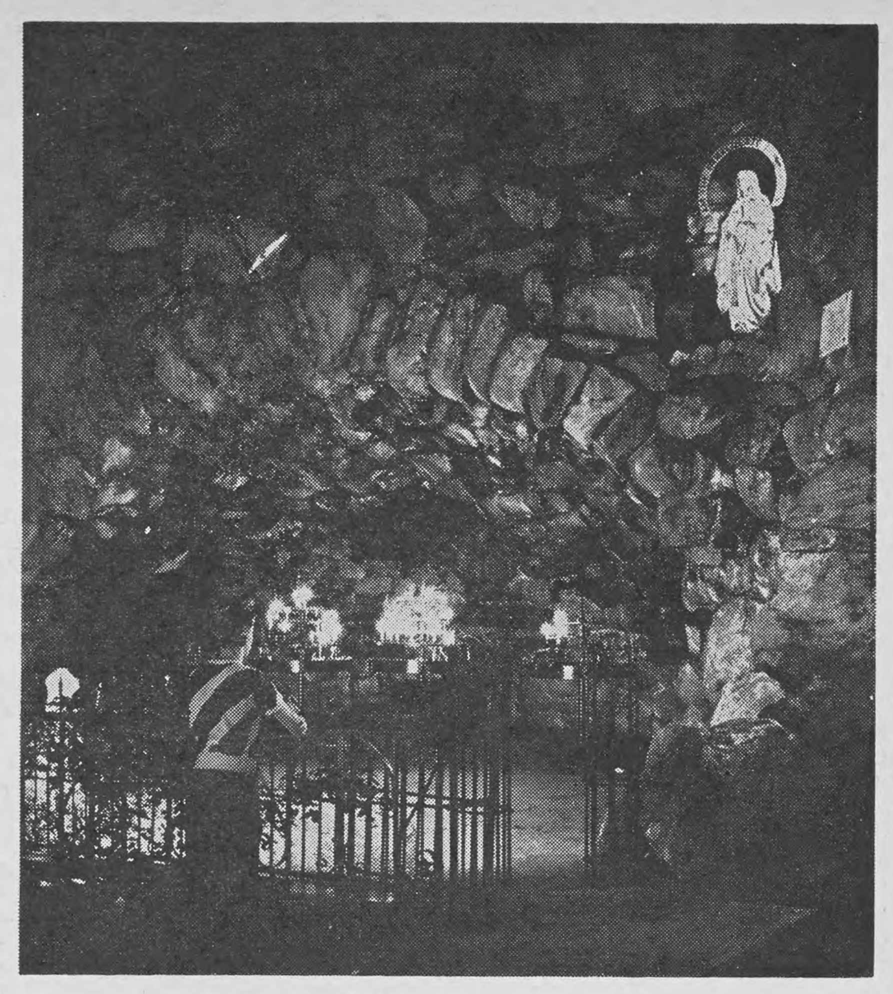
Schütze (23. November bis 21. Dezember): Sie sind ein Mensch der Grundsätze und fühlen sich als ein Apostel der Gerechtigkeit. Hüten Sie sich vor Rechthaberei, vor geistigem Hochmut, vor Herrschsucht, vor Sektiererei und Fana-

tismus! Denken Sie vielmehr daran: Gott wartet darauf, daß Sie Ihren Idealismus wie einst die Ordenstifterinnen Maria-Magdalena Postel (geb. 28. November) und Magdalena Sophie Barat (geb. 13. Dezember) oder wie der Caritasapostel Johann Wagner (geb. 5. Dezember) selbstlos und uneigennützig in den Dienst Ihrer Mitmenschen stellen.

Steinbock (22. Dezember bis 20. Januar): Nüchternheit, Sorgfalt im Arbeiten, Organsieren und Konstruieren, Gründlichkeit und Treue sind Ihre Stärken, allzugroße Strenge, Verschlossenheit, Strebertum und Rachsucht Ihre Schwächen und Gefahren. Nehmen Sie sich den spanischen Missionsprediger und Ordensstifter Antonius Maria Claret (geb. am Heiligen Abend) zum Patron und beherzigen Sie, daß es nicht auf die äußerliche Konstruktion ankommt, sondern auf den Inhalt Ihres Lebens, das Sie so gründlich gestalten wollen!

Wassermann (21. Januar bis 20. Februar): Sie möchten gerne eine große oder kleine "Graue Eminenz" sein, die aus dem Hintergrund die Fäden dirigiert. Diese anspruchsvolle Zurückhaltung, oft auch noch mit kalter Berechnung und spöttischem Benehmen verbunden, wird Ihnen immer als Arroganz ausgelegt werden. Benützen Sie Ihre geistigen Fähigkeiten, Ihre großen Pläne, Ihre Originalität, Ihre Freude am Wirken, um damit ehrlich und bescheiden für Ihr Lebenswerk zu arbeiten — so wie einst der heiligmäßige Chinamissionar Johann Martin Moye (geb. 27. Januar), der heilige Türkenmissionar Joseph von Leonissa (geb. 4. Februar) und der hochverehrte Regensburger Bischof und Kirchenführer Georg Michael Wittmann (geb. 23. Januar)!

Fische (21. Februar bis 20. März): Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft und Hingabefähigkeit sind eine gute Gabe, aber Sie müssen achtgeben, daß Sie durch Ihre große Empfänglichkeit nicht zum Spielball Ihrer Umgebung werden! Auch Ihre blühende Fantasie müssen Sie im Zaum halten, daß Sie nicht in utopische Träumereien verfallen. Nehmen Sie den heiligen Joseph von Calasanza (geb. 11. März), Gründer des Schulordens der Piaristen, oder den großen Papst Leo XIII. (geb. 2. März) zum Vorbild dafür, daß auch Sie mit Gottes Gnade zu großen — wenn auch nicht so allgemein sichtbaren — Leistungen berufen sind! –



Ave Maria klare,
Du lichter Morgenstern!
Du bist ein Freund fürwahre
des Himmels und der Erd.
Erwählt von Ewigkeit
zu sein die Mutter Gottes
zum Trost der Christenheit!
Ohn Sünd bist du empfangen,
wie dich die Kirche ehrt.
Bist von der falschen Schlangen
geblieben unversehrt.
O Jungfrau rein und zart!
Dein Lob kann nicht aussprechen,
was je erschaffen ward.

Atom-Katechismus

Aus Ansprachen Papst Pius' XII. über die Atomfragen

II. Teil

5. *Ist im Verteidigungskrieg die Anwendung aller Atomwaffen erlaubt?*

Der Papst lehnt solche Atomwaffen grundsätzlich ab, deren Auswirkung nicht mehr kontrolliert werden kann. Er fährt in seiner Rede an die Jahresversammlung des Weltärztebundes fort: "Wenn aber die Auslösung eines solchen Mittels eine derartige Ausdehnung des Übels nach sich zieht, daß sie sich völlig der menschlichen Kontrolle entzieht, dann muß seine Anwendung als unmoralisch verworfen werden. Hier würde es sich nicht mehr um Verteidigung gegen Ungerechtigkeit handeln und um die notwendige Beschützung legitimen Eigentums, sondern um die völlige Vernichtung alles menschlichen Lebens innerhalb des betreffenden Wirkungsbereiches. Das aber ist unter keinen Umständen erlaubt."
(30. September 1954)

6. *Welche Wirkungen der Radioaktivität sind besonders gefährlich und müssen daher unbedingt vermieden werden?*

Der Papst weist auf die Wirkungen gesteigerter Radioaktivität hin, die durch Atomexplosionen die Erbmasse verändern kann: "Im Hinblick jedoch auf das, was die Forschung im sorgsam gehüteten Bereich des Lebens zu tun vermag, müssen Wir noch einmal auf die Gefahren hinweisen, welche die Genetik als unmöglich aufweist, wenn das Geheimnis, das allem Leben zugrunde liegt, durch unvorsichtige Eingriffe oder durch eine gewaltsame Veränderung seiner Daseinsbedingungen angetastet wird, z. B. durch Wirkstoffe, wie eine gesteigerte Radioaktivität, der gegenüber die Schwelle biologischer Verträglichkeit noch unbekannt ist. Die grauenhaften Mißgeburten und — schlimmer noch! — die verborgenen Traumata, die den Erbfaktoren zugefügt werden, wären übrigens als Zeichen der Empörung der Natur gegen solche Vergewaltigungen aufzufassen."
(Osterbotschaft, 19. April 1955)

7. *Wie nennt der Papst das Wettrüsten?*

Der Papst sagt in seiner Osterbotschaft 1956: "Jeder Tag bedeutet einen traurigen Schritt voran auf diesem unheilvollen Weg, ein Rennen, um allein, um zuerst, um besser zum Ziel zu kommen. Und die Menschheit verliert beinahe die Hoffnung, daß es möglich sein werde, diesen Wahnsinn aufzuhalten." (1. April 1956)

8. *Welche Schritte müssen unternommen werden, um die Atomgefahren abzuwenden?*

Der Papst spricht von drei Forderungen: "Verzicht auf die Experimente mit Atomwaffen, Verzicht auf den Gebrauch solcher Waffen, allgemeine Rüstungskontrolle. . . Wir zögern nicht, zu behaupten, daß die Gesamtheit jener drei Vorkehrungen als Gegenstand internationaler Übereinkunft Gewissenspflicht der Völker und ihrer Regierungen ist. Wir sagten, die Gesamtheit jener Vorkehrungen, denn die Begründung ihrer sittlichen Verpflichtung ist auch die Schaffung einer gleichen Sicherheit für die Völker. Wenn dagegen nur der erste Punkt zur Ausführung käme, so träte ein Zustand ein, der die genannte Bedingung nicht erfüllte, um so mehr, als mit Fug daran gezweifelt werden könnte, ob man wirklich zum Abschluß der beiden anderen Übereinkünfte kommen wolle."
(Weihnachtsansprache, 24. Dez. 1955)

9. *Wie kann die Einstellung der Atomexperimente und die Abrüstung kontrolliert werden?*

Der Papst macht sich sehr konkrete Vorschläge zu eigen: "Was nun die Kontrolle angeht: Jemand hat Inspektionen vorgeschlagen in eigens für den Zweck ausgerüsteten Flugzeugen, die weite Gebiete auf Atomexplosionen überwachen könnten. Andere möchten vielleicht an die Möglichkeit eines Netzes von Beobachtungszentren über die Welt hin denken, jedes von Gelehrten der verschiedenen Länder bedient und alle durch feierliche internationale Verpflichtungen gewährleistet. Solche Zentren müßten versehen sein mit empfindlichen Präzisionsinstrumenten für meteorlogische und seismographische Beobachtungen, für chemische Analysen, für Massenspektrographie und ähnliches, und sie würden die wirksame Kontrolle von vielen, leider nicht allen Tätigkeiten ermöglichen, die auf dem Gebiet der Atomexplosionen vorher untersagt worden wären."
(Weihnachtsbotschaft 1955)

Im Jahr darauf spricht der Papst von der Kontrolle der allgemeinen Abrüstung durch die Vereinten Nationen: "Nur im Rahmen einer Institution wie die der Vereinten Nationen wird die Verpflichtung der einzelnen Staaten zur Herabsetzung der Bewaffnung, und vor allem zum Verzicht auf die Herstellung und Verwendung bestimmter Waffen, abgemacht und in eine strenge Verpflichtung des internationalen Rechts verwandelt werden können. Ebenso sind gegenwärtig nur die Vereinten Nationen imstande, die Beobachtung dieser Verpflichtung zu fordern — unter Übernahme der tatsächlichen Kontrolle der Bewaffnung der einzelnen, ohne irgendeinen auszuschließen. Die Ausübung durch Beobachtung aus der Luft vermeidet einerseits die Unzuträglichkeiten, zu denen die Anwesenheit fremder Kommissionen Anlaß geben könnte, und sichert andererseits die wirkliche Feststellung der Production und des Kriegsbestandes mit verhältnismäßiger Leichtigkeit. . . Die Kontrolle annehmen: dies ist der entscheidende Punkt, der zu meistern ist und an dem jede Nation ihren

aufrechten Friedenswillen beweisen wird." (Weihnachtsansprache, 23. Dez. 1956)

10. *Genügt die Abrüstung zur Friedenssicherung?*

Der Papst sagt: "Ist es nicht vielleicht eine Art von praktischem Materialismus und oberflächlicher Sentimentalität, wenn man beim Friedensproblem einzig oder hauptsächlich an das Vorhandensein und die Drohung jener Waffen denkt, während man das Fehlen der christlichen Ordnung, die doch die wahre Gewähr des Friedens wäre, einfach übergeht?" Der Papst fordert die "Ablegung der Waffen des Hasses, der Begehrlichkeit und der maßlosen Geltungssucht", ohne die ein dauerhafter Friede nicht gewährt sei. "Wenn man den Krieg wirklich verhindern will, muß man vor allem der seelischen Blutarmut der Völker abzuhelfen suchen, dem Nichtwissen um die Verantwortung vor Gott und den Menschen für das Fehlen der christlichen Ordnung, die allein den Frieden zu gewährleisten vermag. Darauf sind die Bemühungen der Kirche gerichtet." (Weihnachtsbotschaft, 24. Dez. 1951) –

Gedankenlosigkeit aufs Eis geführt. — In Philadelphia machte man ein Experiment, um festzustellen, wie gedankenlos die meisten Menschen sogar beim Wohltun sind. An verschiedenen Plätzen wurden Sammelbüchsen aufgestellt mit der Aufschrift: "Herion-Spende (Rauschgift) für Süchtige". Trotz dieser Aufschrift fand man bei der Entleerung der Sammelbüchsen ansehnliche Geldbeträge von zehn Cents bis zu einem Dollar. — Die Moraltheologie hat doch recht wenn sie lehrt, daß die Klugheit das Richtmaß aller Tugend ist. Wo sie fehlt, da kann sogar die Wohltätigkeit Unheil stiften.

Buchproduktion 5 Milliarden — Gegenwärtig werden im Jahr auf der ganzen Welt fünf Milliarden Bücher gedruckt. Etwa Dreiviertel dieser Gesamtproduktion konzentriert sich auf etwa zehn Länder. Die Hälfte der gedruckten Bücher ist für den Schulgebrauch in den verschiedenen Ländern bestimmt.

Gotteshass

Wenn ein Mensch, anstatt daß er Gott liebt, zum Gotteshaß kommt, so geht diese Haltung hervor aus einer irrigen Auffassung vom Wesen und Wirken Gottes. Der Mensch haßt da nicht Gott, so wie Er ist, sondern einen Götzen, wie der Mensch ihn sich selbst zurechtmacht. Der Haß gilt oft nur einem Gott, der gar nicht Gott ist, und verrät insofern wenigstens, was der Mensch eigentlich von Gott erwartet hat, als er durch diesen Gott in seiner Liebe enttäuscht wurde.

Der Gotteshaß hat seine Stufen. Die nächste Form der Ablehnung Gottes durch den Menschen ist die Unterlassung der Gottesverehrung in Gebet und Opfer, worin sich sonst die religiöse Anlage des Menschen betätigt. Daß der Mensch nicht mehr betet, kann aus einer Gleichgültigkeit und Uninteressiertheit gegen Gott stammen; es kann aber auch hervorgehen aus einem Mißfallen an Gottes Fügung und Führung, an Seinen Zulassungen, aus denen der Mensch falsche Schlüsse über Gott zieht. Der Gotteshaß kann sich weiter steigern zu Schmähungen und Lästerungen Gottes. Bei solcher Blasphemie richtet der Mensch an Gott gleichsam eine Herausforderung: Tritt aus Deiner Verborgenheit und Unsichtbarkeit heraus und überzeuge mich, den Herausforderer, von Deinem Dasein und von Deiner Allmacht! Die massivste Form des Gotteshasses liegt vor, wenn der Mensch gewaltsam vorgeht gegen die Symbole des Heiligen und Göttlichen, gegen Kultstätten, Kirchen, Bilder, Geräte und Menschen, die im Dienste der Gottesverehrung stehen. Da Gott selbst in Seiner Person vom Menschen nicht getroffen werden kann, so richtet sich der Gotteshaß ersatzweise, "stellvertretend" auf das Eigentum Gottes, auf Seine Schöpfung. Der Haß möchte Vernichtung. Da der Hassende Gott aber nicht vernichten kann, will er wenigsten in möglichst radikalem Zerstören der Geschöpfe Gottes seine angemaßte Prometheusmacht ausleben und sichtbar machen. Die Grenze des Gotteshasses liegt ja eben dort, daß Gott niemals bis zur Vernichtung getroffen werden kann.

Woher kommt der Gotteshaß? Nach christlicher Lehre ist Gott die Liebe in Person. Die Menschen übertragen ihre Enttäuschung, ihr Mißtrauen und ihren Haß, die sich eigentlich aus ihren Erfahrungen mit anderen Menschen herleiten, auf Gott und geben ihm die Schuld. Sie fragen so oft: "Wie kann ein liebender Gott so viel Bosheit und Grausamkeit in der weiten Welt zulassen?" Sie begründen ihren Haß gegen Gott damit, daß die Menschen, denen Gott die Freiheit des Handelns und der Entscheidung verliehen hat, Böses in der Welt anrichten können und gestiftet haben. Andere Menschen kommen zum Gotteshaß aus einer Vertrotzung gegen die Ungunst des ihnen zuteil gewordenen Schicksals; eine unglückliche Verkettung der Umstände nach der andern, eine Zurücksetzung nach der andern werden ihnen zu "Beweisen", daß Gott sie nicht liebt, sondern benachteiligt. Wieder andere kommen aus Stolz und Selbstüberhebung zum Gotteshaß. Der Mensch möchte sich selbst genügen und muß doch laufend das Scheitern seiner ehrgeizigen Pläne erfahren. Da bäumt er sich auf und haßt, anstatt sich den unerforschlichen Plänen Gottes zu beugen und Seiner Liebe zu vertrauen, die auch das Böse zum Guten lenken kann.

W. H. E. Pf.

Pferdeschweif und Schreibmaschine

von Ernst Schnydrig

Es gibt noch abgelegene Gemeinden, in denen zur Taufe eines Kindes die kleinste Kirchenglocke geläutet wird. In unserer Pfarrgemeinde war es so: Dreimal mußten wir Meßdiener die Glocke anschlagen, wenn ein Bub getauft wurde und zweimal, wenn es bloß ein Mädchen war. Die Taufe war die gleiche.

Wenn einem Mädchen gleich von Anfang an so parteiisch über das Kirchendach geläutet wird, dann ist das ein schlechtes Vorzeichen; es besteht die Gefahr, daß es auch im späteren Leben immer das kürzere Glockenseil haben würde. Kein vernünftiger Mensch wird denn auch leugnen wollen, daß es tatsächlich solche Zeiten gab, wo eine Bubenhose gleichzeitig auch gesteigerte Lebenserwartung bedeutete.

Aber in unseren Tagen, kommen die Mädchen heute immer noch zu kurz?

Viele werden dagegen protestieren, am eifrigsten natürlich jene, denen früher länger geläutet wurde. Sie verweisen nicht ungern auf die Stellung der Frau im Orient; dort würden so halbwüchsige kleine Dinger schon verkauft und verheiratet, bevor sie auch nur eine Nasenlänge von ihrem Bräutigam gesehen hätten. Und später bekommen sie den Schleier ins Gesicht und sind dann bloß noch ein verhängtes Gespenst für den ganzen langen Rest ihres Lebens.

Bei uns hingegen haben es die Mädchen gut. Bei uns tragen sie Pferdeschweiffrisur mit roter Seidenschleife. Die sollen bloß froh sein, daß sie bei uns geboren sind. Soll doch einer die Buben anschauen, was das für ein schäbiger Werktag ist, wenn sie mit zerknitterter Hose, die abgewetzte Schulmappe unterm Arm, über die Straße laufen. Hingegen die Mädchen, das sind lauter hübsche Fähnchen, so farbig und so adrett sind sie gekleidet. Dazu haben sie Freunde und Ferien und Klavierunterricht und Taschengeld und Tanzstunden. Bitte, bitte, die Heldinnen der Frauenemanzipation standen nicht umsonst auf der Barrikade: wenn es will, dann hat das Mädchen von heute sogar Latein. Früher wurde ein Mädchen eben Ladentochter oder Klosterfrau oder Hebamme, höchstens noch Lehrerin auf einem abgelegenen Posten. Und jetzt wissen sie vor lauter Auswahl manchmal gar nicht, was sie werden sollen, ob Kindergärtnerin, Assistentin, Friseuse, Modistin oder Filmstar. Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.

Aber den meistbegehrten Mädchenberuf von heute haben wir noch nicht genannt, den Beruf, für den das Mädchen geradezu erfunden scheint; ich meine das Bürofräulein. Das BÜROFRÄULEIN großgeschrieben, in allen seinen hundertfältigen Abarten und Schattierungen, Bürofräulein in der Fabrik, auf der Redaktion, im Kaufhaus, beim Anwalt und beim Kohlenhändler. Ganze blühende Völker junger Mädchen verlassen jedes Jahr die Schule, polieren sich die Fingernägel und drängen ungestüm zur Schreibmaschine. Wenn jemand diesen Vorwurf hört, unsere Zeit hätte wenig getan für das Selbstbewußtsein der Frau, dann soll er dieses Stichwort sagen: Bürofräulein; unsere Zeit hat das Bürofräulein erfunden und damit die Unersetzlichkeit der Frau erst ins richtige Licht gerückt. Die Königin von Saba und auch Leute wie Kleopatra oder Madame Pompadour waren schließlich bloß Einzelfälle; aber das Formular und damit das Bürofräulein sind kein Einzelfall, sondern Grundelemente neuerer Geschichtsentwicklung, und so umwälzende Kulturfortschritte wie das Steueramt, das Wirtschaftswunder und die Lochkartei sind durch die Erfindung des Bürofräulein doch erst möglich gemacht worden. Auch die Kongresse brauchen das Bürofräulein und die Politik ganz allgemein, je häufiger und je länger die Reden werden, desto notwendiger brauchen sie es; ein Versagen des Bürofräuleins wäre heute schon die Suezkanalkrise für einen Wahlkampf. Unsere Mädchen müssen ein dunkles Bewußtsein davon haben, daß sie zwischen Schreibmaschine und Papierkorb eine stragetische Nahstelle des gesamten öffentlichen Lebens beherrschen, sonst wäre

---

Wer hat mit Bekannten oder Freunden schon einmal über den Gedanken des Freitagsopfers gesprochen? Unaufdringlich und ohne Überheblichkeit können wir hier auf den Rat der deutschen Bischöfe hinweisen, der alljährlich erneuert wird: Den Todestag Christi durch einen freiwillingen Verzicht auf Genußmittel zu heiligen. Wer selbst erlebt hat, wie das eigene religiöse Leben hierdurch einen neuen Aufschwung erhält, weil der Mensch durch solches Opfer freier wird für die Einsprechungen der Gnade Gottes, wer gefühlt hat, wie er dadurch ansprechbarer wird für das echt-religiöse Ergriffensein, der wird immer wieder überlegen, wie er diesem Gedanken die Wege bereiten kann. Missionarischer Dienst aber bringt uns selbst den größten Segen: Er befreit uns aus der Enge der falschen religiösen Haltung, die nur an die Rettung der eigenen Seele denkt und sich nicht einsetzt für die Ausbreitung des Reiches Gottes, das in Wahrheit einer "besseren Welt" die Wege bereiten möchte.

Pfarrer Joseph Buchmann

der ungestüme Drang nach dem Büro nicht restlos zu erklären. Und dabei ist diese Entwicklung noch gar nicht abgeschlossen, es wird in Zukunft noch viel mehr, immer mehr Schalter und Schreibmaschienen geben. . .

Aber immerhin, zuletzt heiraten die meisten Mädchen auch heute noch. Ob das auch ein Beruf ist? Dann müßte er doch eine Lehrzeit haben. Das Bürofräulein muß jahrelang lernen. Und so sollte man meinen, daß auch das Heiraten einige Behutsamkeit und Vorbereitung verlange. Das Zusammenleben einer Ehe ist längeres Diktat, Kinder sind delikatere Tasten und ein Haushalt ist nicht bloß Ordnung um einen Bürosessel. Und da ist nun schon das Merkwürdige, daß unsere Mädchen vor lauter Berufstätigkeit keine Zeit mehr haben zu einer gediegenen Vorbereitung auf die Familie und diese schwierigste Kunst, die eine Kunst fürs Leben ist, einfach improvisieren. Die Mädchen lernen wenig bei der Mutter, weil sie Betriebszeit haben; sie gehen in keinen Haushalt mehr, weil man dort zuwenig Geld und Freizeit bekommt, und für ein Lehrjahr in der Haushaltsschule langt es meist nicht mehr, weil man vor der Hochzeit doppelt verdienen und für die Aussteuer sparen will. Schuld daran sind nicht immer die Mädchen selber, sondern sehr oft die Eltern. Geht es um den Bub, dann gibt man sich jahrelang mit schmalem Zahltag zufrieden, weil es doch selbstverständlich ist, daß der Junge eine tüchtige Berufslehre haben muß, einen Beruf fürs Leben. Aber das Mädchen soll Geld verdienen, möglichst früh und möglichst viel; man glaubt schon viel zu tun, wenn man es nicht gleich in die Fabrik schickt, sondern einen Beruf erlernen läßt — der doch nur Übergang und nicht Beruf fürs Leben ist.

Ob die Mädchen den Buben gegenüber nicht doch zu kurz kommen? Ja, sie kommen immer noch zu kurz, auch dort, wo man ihnen nicht mehr die Taufe kürzer läutet, wenn die vielseitigere Berufstätigkeit der Frau auf Kosten ihres eigentlichen Berufes geht. Wir haben zuviel zerbrochene und zuviel unzufriedene Ehen, weil man dort so oft vergißt, daß die gesunde Ehe kein Geschenk aus Zufall ist, sondern eine sehr differenzierte Kunst, die ernsthafte Lehrzeit braucht. Und längere Lehrzeit von seiten der Frau, weil sie vielseitiger als der Mann die Familie trägt. Wenn also von Gleichberechtigung und gleichem Glockengeläut die Rede sein soll, dann ist dieser Ausgleich mit vermehrter "Berufstätigkeit" der Frau noch nicht geleistet. Der Junge wird mit seinem Beruf für das ganze spätere Leben tüchtig gemacht; und der Ausgleich bestünde zu allererst einmal darin, daß mit gleichem Recht auch das Mädchen sich die Tüchtigkeit zulegen darf, in der es sich später ein ganzes Leben lang bewähren muß: die sehr anspruchsvolle Frauentüchtigkeit für eine Familie. –



Freitagsläuten

Die Glocke ruft laut in das Land:
"Man hat Ihn auf Nägel gespannt,
Sein Kreuz ist vom Blute so rot,
Er ging auch für dich in den Tod!"

Doch du hast, vom Leben betört,
Das Mahnen vom Turm überhört:
Für dich hängt Er jetzt in der Pein,
Warum ist Er dort so allein?

Du Glocke, da droben am Turm,
Verstumme nicht, läute Sturm:
"O Menschheit, du bist nun erlöst,
Wenn du diese Stunde verstehst!"

L. Arthofer

St. Notburga

DIE DIENSTMAGD GOTTES

Zu ihrem Namensfest, 13. September

von Franz Braumann

Es war an einem glühendheißen Sommertag, da stieg ich in Jenbach, im tirolischen Unterinntal, aus dem Zug. Mein Ziel war die kleine, schlanke Kirche von Eben.

Auf der Straße fragte ich um den Weg nach Eben. Der alte Bauer blickte mich einen Augenblick fragend, wie abschätzend an. "Ja mei, nach Eben hinauf, da mußt du schon lei a Stund gehen. Liegt hoch überm Inntal! — Wen suchst denn dort? Etwan gar die heilige Notburga?"

Ich nickte lächelnd. "Du hast es genau erraten. Zu Sankt Notburga, der Dienstbotenheiligen, will ich pilgern!"

Mein Anliegen gefiel dem Bauern. Er begleitete mich eine gute Strecke des Weges; wir unterhielten uns gut — und ehe ich es versah, waren wir schon ein gutes Stück über dem Inntal am Berg. Da kehrte der alte Bauer um. "Den Weg kannst du jetzt nimmer verfehlen. Und am Grab der Heiligen schließe auch mich in deine Anrufung ein!"

Etwas abseits von der Straße zum Achsensee, fast auf der Höhe des Sattels, der zu dem See hinabgleitet, erreichte ich die Wallfahrtskirche Eben. Ich betrat den Friedhof — und als ich vor dem stillen Begräbnisort dieser liebenswerten, stillen Heiligen stand, vertiefte ich mich in die Geschichte ihres bescheidenen Lebens:

Im Jahre 1266 wurde im Dorfe Rottenburg in der Nähe von Rattenberg im Unterinntal in Tirol ein Mädchen geboren. Die Eltern waren einfache Häuslerleute und Grundholden des Burgherrn auf der hoch über das Tal aufragenden Rottenburg. Sie hatten große Freude an dem Kind und ließen es Notburga taufen.

Das Kind wuchs heran wie die Jugend eines tirolischen Bauerndorfes wohl auch heute noch: unbeschwert und glücklich. Zwar wird die kleine Notburga auch schon bald zugreifen haben müssen bei der Arbeit im Hause und auf dem kleinen Gute. Aber das tat dem frohen Leben eines rechten Bauernkindes keinen Eintrag. Wir wissen auch aus der spärlichen schriftlichen Kunde über ihre Jugendjahre: "Sie genoß guten häuslichen Unterricht." — Damit darf man wohl auf sorgfältige Unterweisung im Kochen und Nähen, im Wirken und Weben raten.

Dann mit achtzehn Jahren wurde Notburga auch schon auf Burg Rottenburg zur Arbeit in der großen Küche gerufen. Das war eine große Ehre für das Kind aus unfreiem bäuerlichen Hause. Der alte Burgherr, Ritter Heinrich, und seine Gemahlin Gutta nahmen Notburga auf wie ein Mitglied der Familie. Die Freude des Mädchens wird groß gewesen sein, daß sie die Eltern sobald der Sorge um ihr Fortkommen entheben konnte. Und daß sie es gut hatte in ihrem Dienst, davon zeugen die Taten der nächsten Jahre.

Die wertvollen und hohen inneren Anlagen des Mädchens konnten sich entfalten. Jeden Tag sammelte Notburga die Reste der Speisen, das übriggebliebene Brot, und trug alles am Abend, wenn die Arbeit getan war, hinunter in das Dorf zu den Armen und Bedürftigen. Sie wußte jeden zu finden, der in Not geraten war, und waren auch die Gaben gering, so ging doch keiner mit leeren Händen aus. Sie wußte die Geschenke mit der natürlichen Weihe der echten Liebe zu geben, und manche verlorene Seele gewann wieder Halt aus ihrem Handeln.

Dazwischen tat Notburga ihre Arbeit wie jeder andere Dienstbote. Sie war einfach und geraden Sinnes und darum auch wohlgelitten bei anderen Dienstleuten. Auch die Burgherrin ließ sie gewähren. Sie gab manches Übrige aus dem Haushalt dazu, und bald kam die Rottenburg talauf, talab in den Ruf besonderer Mildtätigkeit.

Was an Gutem geschah in diesen Jahren, da Notburga als Magd auf Rottenburg lebte, davon erzählte sich das Volk noch viele Jahre. Ihr Tag war eingeteilt in ein stetes Gleichmaß von Gebet, Arbeit und Opfer. Am Morgen, wenn sie in die weite Halle der Küche trat, hatte sie ihre Andacht schon in der Kapelle verrichtet. Und sie dachte nie, daß ihr Arbeitstag ein anderer wäre als der jedes anderen Dienstboten.

Aber es sollten die Zeiten des friedvollen Lebens nicht immer

---

Haussegen

Der Du der Herr des Lebens bist
Und aller Liebe Überschwang,
Dir danken wir zu jeder Frist
Mit stillen Herzens Hochgesang.

Du gibst das Leben wie den Tod.
Vor Deiner Liebe sind sie gleich.
Denn hier wie dort sind ohne Not
Wir stets in Deinem Himmelreich.

Dies Haus umfängt Dein Vaterarm
Von Anfang bis in Ewigkeit,
Was sollen Sorge, Not und Harm,
Sind wir von Dir geweiht, gefeit?

Wer hier einmal die Augen schloß,
O dessen Seele segne Du!
Sie kehrt ja heim in Deinen Schoß
Zum ewigen Licht, zur ewigen Ruh'!

Und wer geboren wird zur Welt
In diesem stillen Herdbereich,
Sei ganz in Deine Hut gestellt
Und Deine Gnade macht ihn reich.

O Vater, wo Dein Segen weht
Und Deiner Liebe Überschwang,
Da wird das Leben ein Gebet,
Da wird der Tod ein Lobgesang.

F. Schrönghamer-Heimdal

währen. Die Burgherrin Gutta starb, und nicht lange darnach verschied auch Herr Heinrich von Rottenburg. — Aber mit dem jungen Ritter Heinrich und dessen Ehegemahlin Ottilia begann ein anderes und neues Leben auf der Burg. Was übrig blieb in der Küche und an der Mittagstafel bekamen die Schweine und nicht mehr die Armen der Landschaft. Notburga litt schwer darunter und sie sprach mutvolle Worte gegen den harten Sinn der Herrin. Allein sie mußte sich dienend fügen und lange Nächte sann sie auf neue Hilfe.

So kam sie auf einen anderen Ausweg. Notburga, die fromme Dienstmagd, sparte sich selber halbe Mahlzeiten vom Munde ab und brachte sie dann abends heimlich den Bedürftigen. Doch ihr geheimes Tun ward bald bekannt. Und da weiß sich heute noch das Volk folgendes zu erzählen: Einmal, als Notburga ihren gewohnten Gang ins Dorf tat, trat aus den Büschen am Wege Ritter Heinrich hervor. Er forderte in barschem Tone, daß sie ihm ihre Schürze öffne und ihm auch zeige, was sie im Kruge bei sich trage. Notburga tat es. Aber siehe da! Statt der gesparten Schnitten Brotes lagen in der Schürze nur Sägespäne und im Kruge fand der Ritter statt Milch nur Wasser. Notburga erschrak darüber sehr. Der Burgherr aber sah sich von seiner Dienstmagd schmählich getäuscht und schickte sie zornig von der Burg.

Die Dienstmagd wußte sich reinen Sinnes. Sie machte sich auf den Weg nach einem neuen Dienstplatz. Sie mußte nicht weit gehen. Jenseits des Inns, auf der Anhöhe, wo das Tal des Achensees sich nordwärts ins Karwendelgebirge zieht, ist der Ort Eben. Dort nahm ein Bauer sie als Dienstmagd auf.

Es wird sich im Sein einer Bauernmagd nicht viel geändert haben bis heute. So fällt es uns nicht schwer, uns in das neue Leben der Dienstmagd Notburga hineinzudenken. Sie hatte schwere und gute Arbeit. Am Morgen, ehe es hell wurde, gab sie schon den Kühen Wartung und Futter. Der Tag verlangte seinen Teil auf Wiese und Acker. Und zum Abend gab es bis in die Nacht noch zu schaffen in Scheune und Stall.

Notburga war fremd in der neuen Pfarrei, niemand achtete ihrer mehr, als es ihr Stand gebot. Nur daß sie fromm war und auch während der Arbeit des Gebetes nicht vergaß, brachte ihr zuweilen — wie manchem auch heute noch — Geringachtung und Spott ein.

Da trat ein Ereignis ein, das sie mit einem Male heraushob aus dem gewöhnlichen, unbeachteten Lebenslauf. An einem Sommertag tat Notburga mit dem Bauer und dem anderen Gesinde Erntearbeiten auf dem Feld. Was geschafft worden war, hätte schon genügen können für diesen Tag. Aber immer noch schnitt der Bauer Korn mit der Sichel. Als vom hohen, weißen Kirchturm zu Eben die Aveglocke erklang, hielt Notburga inne im Kornschnitt und sagte: "Bauer, es ist ein alter Brauch, nach dem Aveläuten soll auf dem Feld die Arbeit ruhen!"

Der Bauer aber schnitt weiter und meinte nur, die Zeit zum Fei-

Daran glaube ich

Ich glaube an Dich, Gott, daß Du allein ohne Anfang und ohne Ende bist, gestern, heute, morgen.

Aus dem Nichts hast Du Sterne und Sonnen, Erde und Wasser, Feuer und Luft geschaffen.

Ich glaube nicht an einen Zufall, der das Weltall schuf.

Ich glaube nicht an die ewige Materie.

Das mögen Halbgebildete sich erzählen.

Ich glaube, daß Du den Menschen schufst — nicht irgendwie und werweiß-wozu.

Du schufst ihn nach Deinem Bild. Du gabst ihm die Seele, daß er Dir diene, daß er Dir die Welt unterwerfe.

Ich glaube nicht, daß einem aufrechtgehenden Säugetier irgendwie und wer-weiß-wozu ein Großhirn unter den Schädel gewuchert ist.

Das mögen Überschlaue sich erzählen.

Ich glaube, daß Du Deine Welt liebst, daß Du uns alle bei Namen kennst, daß Du Dein Herz an uns verloren hast.

Ich glaube nicht, daß Du hinter fernen Wolkenvorhängen Welt und Menschheit vergessen hast, daß es Dir ganz egal ist, wie sie sich um ihre Achse drehen und quälen. — Weil Du mit dem mißglückten Gesindel nichts mehr zu tun haben wolltest.

Das mögen Verbitterte sich erzählen.

Ich glaube, daß Dir das Herz geblutet hat, als wir ins Unheil rannten, in die Schuld.

Du hast uns Deinen Sohn hinterhergeschickt, daß er uns einhole, uns gleich werde, daß er uns reinwasche und wir nicht verlorengehen.

Ich glaube nicht, daß uns ein Führer, eine Partei, das Proletariat erlöst.

Das mögen Parteifunktionäre sich erzählen.

Ich glaube: Du bist bei uns geblieben, hälst Deine Hände ausgestreckt.

Niemand kann mich von Dir trennen — nur ich selber.

Du wartest darauf, daß ich Dir antworte auf Deine Fragen, Deine Wünsche, daß ich mich von Dir führen lasse.

Ich glaube nicht an die albernen Worte, daß nur das wirklich ist, was man sehen, wiegen, bezahlen kann.

Das mögen Narren sich erzählen.

Ich glaube, daß das Leben nur dann Sinn hat, wenn es eine Vergeltung für Gut und Böse gibt, wenn der Tod nicht das Ende ist, wenn Du das Ziel bist.

Ich glaube nicht, daß alle Schuld sich auf Erden rächt, daß wir hier für immer und ewig glücklich sein können.

Das kann mir keiner weismachen.

Ich weiß:

Wahrheit ist mehr als Wissen.

Und Du, Gott, bist die Wahrheit und der Weg und das Leben und die Liebe.

Daran glaube ich.

erabend bestimme er selber und nicht die Aveglocke oder der Herrgott!

Da erfaßte die Dienstmagd Notburga ein heiliger Zorn. "Du bedenkst nicht, was du redest, Bauer. Der Herr soll dir verzeihen!" So sprach sie. Sie rührte kein Korn mehr an. Wie einer stummen inneren Eingebung folgend, warf sie ihre Sichel in die Luft. Da erschraken alle, die auf dem Felde waren, denn die Sichel fiel nicht mehr zurück auf die Erde, sie blieb in der Luft hängen!

Von dem Tag an hielt der Bauer und mit ihm die ganze Pfarrgemeinde wieder ernst an die Avezeit.

Für die Dienstmagd Notburga ging das Leben wieder den gleichen Gang. Sie ertrug in Demut die gute Last Gottes, der durch ein Wunder zu ihr gesprochen hatte. Sie vergaß über dem Gebet auch nie den Gottesdienst der Arbeit. Der Burgherr der Rottenburg gedachte wieder der guten Magd seines Vaters, und bat sie, daß sie zurückkehre zu ihnen. Ihr beharrlicher Sinn im Guten hatte gesiegt! Auch die Armen und in Not Geratenen der Pfarrei hatten wieder Rat und Hilfe.

Die Dienstmagd auf Burg Rottenburg erreichte kein hohes Alter. Notburga starb in Frieden mit Gott und der Welt am 13. September 1313 im Alter von 47 Jahren. Ihr letzter Wunsch war, im Friedhof von Eben, dem Ort, wo Gott sichtbar zu ihr gesprochen hatte, begraben zu werden. Nach ihrem Tod verbreitete sich die Verehrung und Anrufung der frommen Dienstmagd weit übers Land. Ihr heiliger Leichnam ruht heute noch unter der Kirche von Eben in Tirol.

Das Mädchen Notburga wurde nicht ein besonderes Lebensschicksal gestellt, das ihr Dasein zu Höherem entflammt hätte. Sie wurde nur durch die Kraft ihres heiligen Wandelns, mit dem sie den harten Alltag der Arbeit, wie ihn Millionen anderer auch erlebten und erleben, bejahte und erfüllte, in die Sphäre des Bleibenden und ewig Gültigen erhoben. Und heute lebt sie noch in ihrem Volke, angerufen und verehrt, als Sankt Notburga, die Dienstmagd Gottes!

Die Stiefelrechnung

Ein guter Stiefel ist ein halber Jäger, sagt ein altes Sprichwort. Oder ist's ein neues?

Dem Jägerwastl aber sind bei der Verfolgung von Wilddieben die Jagdstiefel gestohlen worden.

Dies ist der nackte Tatbestand.

Es waren doppelgenähte, wasserdichte Juchstiefel, die der Wastl schon von seinem Vater ererbt hatte, der natürlich auch Jäger war wie sein Großvater und Urahne, von dem die Stiefel eigentlich stammen sollen. Dieser Urahne soll die Stiefel als Beutestück aus dem Dreißigjährigen Krieg heimgebracht haben.

Und nun waren diese Stiefel beim Deixel unwiederbringlich dahin.

Der Wastl hate sie schnell ausgezogen, um zwei Wilddieben besser nachsetzen zu können. Aber die Lumpen machten einen weiten Bogen, und bei dem Vorsprung, den sie schon hatten, gelang es ihnen unerkannt in den Wald zu entkommen.

Bei dieser Gelengenheit ließen sie auch die Stiefel mitgehen, denn als der Wastl nachkam, waren sie verschwunden, die Lumpen und die Stiefel.

Der Wastl wird vom Rentmeister aufgefordert, sich für den Verlust schadlos zu halten und eine Rechnung einzureichen, damit ihm die Herrschaft den Schaden ersetzen könne.

Und der Wastl reicht die Rechnung ein:

Ein paar stüfel, anschaffungspreis nei . . . . . . 20.00 M.
Zwölfmal gedobbelt mit neuen sohlen und absätze aufgerichtet, à 4 M., . . . 48.00 M
Fünfmal das oberleder erneierd, à 6 M., ... 30.00 M
Sexmal die bälge ausgebäsert und frisch genäht, à 1.70 M., ... 10.20 M.
Dreißigmal genagelt à 60 Pfennig, ... 18.00 M.
Macht selbstkostenbrei im ganzen suhma suhmarum 126.20 M.

Dem Rentmeister gibt es einen Riß, wie er die Rechnung liest. "Aber Wastl, was fällt Ihnen denn ein? Für ein Paar alte Stiefel 126Mark 20 Pfennig verlangen!"

"Nix für ungut, Herr Rat, aber das ist mein Schaden. Kein Pfennig mehr und keine Pfennig weniger. Fragen S' nur den Schusterpoldl, der wo . . ."

"Wissen Sie was, mein Lieber? Ich beschaffe Ihnen ein Paar neue Jagdstiefel!"

"Das kann ich leider nicht annehmen, Herr Rat. Ich hab' den Schaden zu groß! Sie sehgn's ja selm, was mich die Stiefel gekost' ham. Keinen Pfennig mehr und keinen Pfennig weniger. Und das Geld will ich haben . . ."

"Aber das ist doch keine Logik, lieber Wastl!"

"Was Logik ist, weiß ich nicht, Herr Rat — aber ich will meine Auslagen ersetzt haben — oder meine alten Stiefel!"

"Die Rechnung, Wastl, ist ja Jägerlatein vom reinsten Wasser!"

"Latein hin, Latein her — das haben mich die Stiefel gekostet, und wenn Sie's nichtglauben, Herr Rat, fragen Sie den Schusterpoldl."

"Na gut, die Rechnung muß ich auf alle Fälle der Herrschaft vorlegen. Wir werden dann schon sehen . . ."

Seine Durchlaucht zeigt die Rechnung Ihrer Durchlaucht:

"Köstlich, was?" — "Glänzend! Ein Prachtkerl, dieser Wastl!"

"Ja, ein Original, wie man sie nur noch in alten Jägerkreisen findet. Die Rechnung wird ausbezahlt und dann meinem Privatarchiv einverleibt, Abteilung Kuriosa."

Am nächsten Morgen hat der Jägerwastl hundertsechsundzwanzig Mark 20 Pfennig.

Und am Abend, wie der Wastl von der Pirsch heimkommt, hängen seine Stiefel wieder an der Türklinke seines Jägerhauses.

Die Wilddiebe haben sie nicht mögen, die berühmten Jagdstiefel aus dem Dreißigjährigen Kriege.

"Saubande!"

Jetzt hat der Wastl sein Geld und auch seine Stiefel wieder.

Hoffentlich entdeckt seine Durchlaucht einmal diese Prachtstiefel, dann wird er sie zweifellos seiner Sammlung einverleiben — Abteilung Kuriosa. –

Das Gewissen-Zeuge des goettlichen Gesetzes

Wie oft wird heute in Wort und Schrift auf das Gewissen Bezug genommen. Man könnte meinen, wir lebten in einer sehr gewissenhaften Zeit. Doch niemand wird das behaupten wollen; denn wenn auch noch so oft die Worte Gewissen, Gewissensfreiheit, Gewissenspflicht, Gewissensverantwortung im Mund und in der Feder geführt werden, so kann man doch nicht die Überzeugung gewinnen, daß von einer wirklichen Gewissenhaftigkeit der heutigen Menschen schlechthin die Rede sein kann. Im Gegenteil, man wird die Sorge nicht los, daß durch die zu häufige Beanspruchung und nicht seltene Überanspruchung des Gewissens auf der einen Seite und die oft ganz skrupellose Übergehung des Gewissens auf der anderen Seite die Achtung vor dem Gewissen nicht gemehrt, sondern gemindert wird und daß viele, statt den Weg der Gewissenhaftigkeit zu gehen, Gefahr laufen, sich in Gewissenlosigkeit zu verlieren. Für das persönliche Wohl des einzelnen wie für das Gemeinwohl aller liegt hier eine große Gefahr. Wenn die Stimme des Gewissens erstickt, seine Mahnungen und Warnungen nicht mehr gehört, seine Führung mißachtet werden, verliert nicht nur der einzelne Mensch Gewähr und Sicherheit seines sittlichen Handelns, sondern auch der menschlichen Gesellschaft geht der von Gott gesetzte, wirksamste Wächter der sittlichen Ordnung verloren.

Das Gewissen

Man hat das Gewissen die Stimme Gottes genannt, die in der Tiefe unserer Seele uns zum Guten mahnt und vor dem Bösen warnt, die uns für das Gute lobt oder für das Böse tadelt. Wer hätte die Stimme des Gewissens in seinem Inneren noch nicht gehört? Wer hätte noch nicht erfahren, wie er diese Stimme, die er vor einer Entscheidung, vor einer Tat, nicht hören wollte, nach der Tat nicht mehr überhören konnte, weil sie ihn namentlich nach einer bösen Tat nicht mehr zur Ruhe kommen ließ? Manchem Menschen kann man das gute oder das schlechte Gewissen geradezu vom Gesicht ablesen. Das Volk spricht mit Recht vom "nagenden Gewissen", das am Lebensmark zehrt, und von den "Gewissensbissen", die den Menschen wie die Furien mit quälenden Vorwürfen peitschen und verfolgen. Das gute Gewissen aber wird ein "sanftes Ruhekissen" genannt. Der heilige Paulus nennt das gute Gewissen seinen Ruhm (2. Kor. 1:12).

Wenn die Stimme in unserem Inneren, die so unerbittlich das Gute vertritt und das Böse verwirft, die Stimme Gottes genannt wird, der das Gute liebt und das Böse verabscheut, dann ist das nicht so zu verstehen, als ob Gott durch das Gewissen jeden einzelnen persönlich anspräche, als ob die Stimme des Gewissens unmittelbar die Stimme Gottes wäre, so wie diese Stimme am Berge Sinai dem Moses und dem Volke Israel die zehn Gebote verkündet hat. In diesem Sinne kann das Wort vom Gewissen als der Stimme Gottes nicht verstanden werden. Und doch wird das Gewissen nicht zu Unrecht Gottes Stimme genannt. Denn das Gewissen ist eine von Gott in die Seele gegebene natürliche Anlage, die ganz auf die Gebote Gottes und die durch das Gesetz Gottes in die Welt gelegte sittliche Ordnung eingestellt ist und dem Menschen bewußt macht, ob sein Denken und Reden, sein Wollen und Tun, sein Tun und Lassen mit der von Gott gesetzten Ordnung und mit den göttlichen Geboten in Einklang oder im Mißklang steht. Wie die Magnetnadel am Kompaß nach Norden zeigt und jede Abweichung von dieser Richtung erkennen läßt, so zeigt uns das unverdorbene Gewissen die Richtung zum Guten an und macht uns jede Abweichung von dieser Richtung zum Bösen hin bewußt. Allein nicht nur die Erkenntnis des Guten und des Bösen gibt uns das Gewissen. Das Gewissen regt uns gleichzeitig zum Guten an und sucht uns vom Bösen abzuhalten. Das Gewissen öffnet uns das Auge, daß wir das Gute und das Böse sehen; das Gewissen öffnet aber auch gleichsam selbst seinen Mund und sagt: "Das ist recht! Tue es!"

Gebet in unserer Zeit

Siehe, allmächtiger Gott, überallhin folgt uns, was uns beschwert, aber Du kennst unsere Not und wartest ihre stammelnde Sprache nicht ab. Vor Dir ist das Herz entfaltet; Du weißt was wahr daran ist. Kein Wort kann so wahrhaftig sein wie das bedrückte, schuldbewußte Herz. Nimm alles an! Wir wollen die Last weitertragen mit deiner Hilfe von Stunde zu Stunde und uns ergeben und vertrauen. Wir wollen unsern Anteil am Leben des Heiligen und der Erde erleiden bis zum Tod. Laß nur unser Leben unser Gebet werden und sieh in jedem Kummer, den Du uns spendest, auch den Anfang unseres Bittens! Erbarme Dich der Namen, der Nöte, die wir vergessen haben. Wende die Zeit zu Deinem Ruhm! Er wird nicht offenbar in der Zeitlichkeit, der wir verhaftet sind. Erbarme Dich derer vor allem, die das große Ärgernis dieser Zeit gegeben haben. Denn dieses Ärgernis ist uns zum Heile geworden — und es wird es vielleicht der Welt. Diesem Ärgernis verdanken wir es, daß wir uns wendeten; daß wir begannen zu bitten. Erhöre in Deiner Barmherzigkeit das Gebet, das sich ergibt und Stunde um Stunde fortdauern und zugleich erstreben will in Deinem Willen! Erhöre das Gebet des beschwerten, verstummenden Herzens!

Aus Reinhold Schneider "Gedanken des Friedens"

oder "Das ist schlecht! Laß es!" Nachher hören wir das Lob oder den Tadel des Gewissens, je nachdem wir ihm gefolgt sind oder nicht.

Wer seinem Gewissen regelmäßig folgt, ist gewissenhaft. Wer nicht auf sein Gewissen hört, nichts nach seinem Gewissen fragt und gegen sein Gewissen handelt, wird oder ist gewissenlos. Der gewissenhafte Mensch ist in der Regel auch ein frommer und gottesfürchtiger Mensch. Der Gewissenlose verliert Gott und seine Seele. Von wem es heißt: "Er macht sich aus nichts ein Gewissen", von dem gilt auch das andere Wort: "Er kennt keinen Gott und kein Gebot." Glauben und Gewissen gehen im Leben des Menschen Hand in Hand. Deshalb mahnt der heilige Paulus seinen Schüler Timotheus: "Bewahre den Glauben und ein gutes Gewissen. Einige haben das preisgegeben und im Glauben Schiffbruch gelitten" (1 Tim. 1:19). Ob wir uns hier nicht die Frage stellen müssen, inwieweit dieses Apostelwort auf uns seine Anwendung findet? Inwieweit wir in Ehe und Familie, durch die Heiligung oder Entheiligung des Sonntags, durch den Besuch oder das Versäumnis der Sonntagsmesse, durch die Verrichtung oder Unterlassung der täglichen Gebete, durch redlichen Wandel oder Unredlichkeit im Handel, durch wohlwollende Liebe oder übelwollende Feindschaft das gute Gewissen bewahrt oder preisgegeben haben und inwieweit wir durch Preisgabe des Gewissens im Glauben Schiffbruch gelitten haben oder doch im Glauben gleichgültig geworden sind? Dann ist es jetzt an der Zeit, in einer Osterbeichte wieder ein reines Gewissen zu finden und seines Glaubens wieder froh zu werden. Mit Freuden und tiefem Dank gegen Gott habe ich im vergangenen Jahre gehört, wie zahlreich besonders in der heiligen Karwoche nicht nur die Frauen, sondern gerade auch die Männer in der heiligen Beichte für die Bewahrung eines guten Gewissens Sorge getragen und ein leuchtendes Bekenntnis ihres Glaubens durch die andächtige Teilnahme an den Gottesdiensten, an den Betstunden und namentlich an der Verehrung des heiligen Kreuzes am Karfreitag abgelegt haben.

Zur Jungfräulichkeit führt erst ganz ruhige, durch lange Erfahrung und durch verschiedene Lebensstimmung hindurchgeführte Einsicht, daß dieser Weg in sich, als solcher, wirklich der eigene ist. Auch ist Jungfräulichkeit nicht damit begründet, daß einer ohne Leidenschaft sei und nichts vom Kampfe wisse. Jungfräuliche Haltung entspringt nicht Weltfremdheit oder schwacher Vitalität, sondern personalem Entschluß. Sie geht nicht aus psychologischer Bindung hervor, aus irgendwelchen Suggestionen, auch nicht und gerade nicht aus religiösen, aus eingewurzelten Vorstellungen des Nichtlebendürfens, des Opfernmüssens. Sie ist Entscheidung und entspringt innerer Freiheit und ruhiger Überlegung.

Romano Guardini

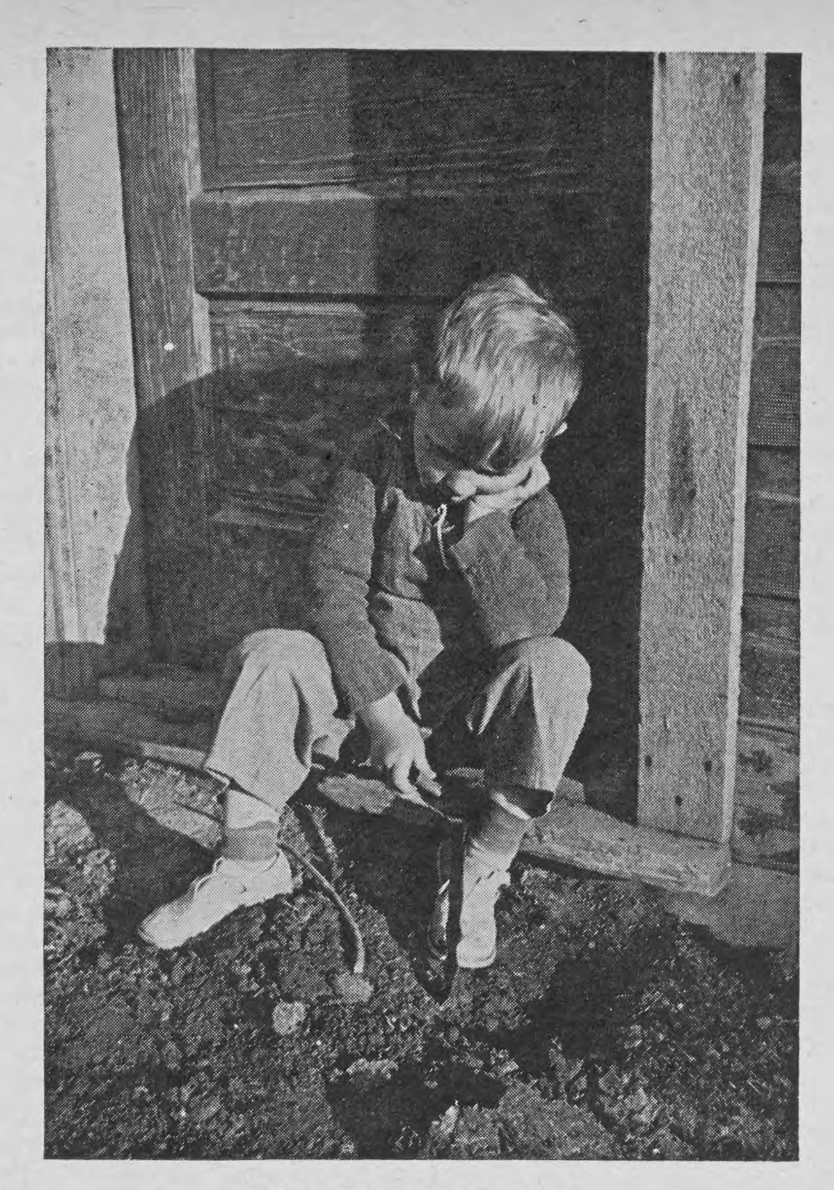
Gewissenfreiheit

Die Zahl derer, die sich um Gewissenhaftigkeit mühen, ist nicht so groß wie die Zahl jener, die immer wieder nach Gewissensfreiheit rufen. Und doch hat die Forderung der Gewissenfreiheit ihren Grund und ihre Berechtigung darin, daß der Gewissenhaftigkeit Raum gelassen werde sich zu entfalten. Für die Gewissenlosigkeit Gewissensfreiheit zu verlangen, hieße das innere Gefüge und die äußere Sicherung der Ordnung zerstören, in der allein der Mensch und die menschliche Gesellschaft menschenwürdig leben können. Man müßte heute einmal Gewissenserforschung halten und wirklich im Gewissen aufrichtig prüfen, aus welchen Gründen und zu welchen Zwecken Gewissensfreiheit verlangt wird. Auch die Geister müßte man prüfen, die sich oft so auffällig und manchmal geradezu aufdringlich als die Verteidiger der Gewissenfreiheit aufspielen, ob sie aus Gott sind oder ob es ihnen nur darum geht, sich auf den guten Namen des Gewissens einen Freibrief ausstellen zu lassen für Ziele und Zwecke, die mit gutem Gewissen nicht einmal vertreten werden können. Der Vater der Lüge scheut auch heute nicht davor zurück, den Namen des Gewissens zu mißbrauchen, um der Gewissenlosigkeit freie Bahn zu schaffen. Die ungezügelte und oft schamlose Art, in der heute nicht selten Reklame und Geschäfte gemacht werden, kann nicht im Namen der Gewissensfreiheit verteidigt werden. Wohl aber müßte es im Zeichen der Gewissensfreiheit möglich sein, solche das Gewissen vieler verletzende Ausschreitungen schnell und wirksam zurückzudrängen. Wenn wir im Worte Gottes lesen, daß es dem Menschen nichts nützt, die ganze Welt zu gewinnen, dabei aber an seiner Seele Schaden zu leiden (Mt. 16:26), dann ist die Frage, welcher Schaden verhütet werden muß, der Schaden für das Gewissen oder der Schaden für das Geschäft, eindeutig zugunsten des Gewissens entschieden.

Wer Gewissenfreiheit verlangt, muß wissen, daß es eine Gewissensbindung gibt. Die Gewissensfreiheit muß von den Menschen geachtet werden. Es gibt aber keine Gewissenfreiheit gegenüber Gott. Das Gewissen des Menschen ist seiner Natur nach an Gottes Ordnung gebunden. Das Gewissen ist seiner innere Bestimmung nach von Gott den Menschen als Zeuge des göttlichen Gesetzes gegeben. Das Gewissen soll den Menschen immer wieder zur besseren Ordnung rufen und vor selbstherrlicher Willkür bewahren. Das Gewissen soll dem Menschen die Gebote Gottes als Richtschnur seines Tuns und Lassens immer wieder verpflichtend ins Bewußtsein rufen. Ausdrücklich nennt der heilige Paulus das Gewissen einen Zeugen des göttlichen Gesetzes, wenn er schreibt, daß die Heiden, die das Gesetz der Offenbarung nicht haben, trotzdem aus natürlichem Antrieb die Forderung des Gesetzes erfüllen und zeigen, daß der Hauptinhalt des Gesetzes in ihr Herz geschrieben ist, weil ihr Gewissen es ihnen bezeugt (Röm. 2:14,15).

Als Zeuge des göttlichen Gesetzes spricht das Gewissen zu uns in jeder Lage, in der wir eine sittliche Entscheidung zu treffen haben. Das Gewissen wird aber nicht erst von der jeweiligen Situation bestimmt. Das Gewissen ist weder dem Wandel der Menschen noch dem Wandel der Zeiten unterworfen. Unveränderlich wie Gott ist Gottes Gesetz und das von Gott dem Menschen als Zeuge seines Gesetzes gegebene Gewissen. Wir wollen die Gefahr nicht übersehen, die heute darin liegt, daß man versucht, das Gewissen aus seiner objektiven von Gott gegebenen Bindung zu lösen, um es in das jeweilige subjektive Empfinden des Menschen zu verlegen. Spüren wir nicht, wie durch diese Auffassung vom Gewissen der Keim der Zersetzung und des Zerfalles in das sittliche Ordnungsgefüge gelegt wird? Wenn jeder einzelne unabhängig an einer objectiven Norm sich sein Gewissensurteil bildet, wird nicht der eine gut nennen, was der andere nach seiner Auffassung als schlecht verwirft? Wie soll die Verwirrung der Gewissen geklärt werden? Wird sie sich nicht wie die Sprachverwirrung inBabel auswirken und die Gemeinschaft der Menschen auseinander sprengen?

In der Bindung des Gewissens an Gottes Ordnung und Gebot liegt der tiefste Grund für die berechtigte Forderung der Gewissensfreiheit. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apg. 4:19), Gottes Ordnung treuer halten als jede menschliche Ordnung und Anordnung, Gottes Gebot mehr folgen als jedem menschlichen Befehl. Weil aber das Gewissen die von Gott dem Menschen gegebene natürliche Anlage ist, die ihm am unmittelbarsten die Ordnung und das Gesetz Gottes in ihrer verpflichtenden Kraft zum Bewußtsein bringt, deshalb muß der Mensch in der Beurteilung der Wahrheit oder Falschheit einer Lehre, in der Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Handlung unbehelligt von äußerem Zwang nach dem Urteil seines Gewissens sich richten können. Das Gewissen gibt dem Menschen eine Art Gottunmittelbarkeit, die von jedem seiner Mitmenschen, von allen menschlichen Einrichtungen geachtet, die auch vom Staat anerkannt werden muß und die von der Kirche anerkannt wird.



Die Ferien sind vorbei

Wer nicht an Gott glaubt und die Gottgebundenheit des Gewissens nicht anerkennt, muß wissen, daß er das Fundament der Gewissensfreiheit zerstört und keinen Ausweis mehr hat, der ihn das Recht der Gewissensfreiheit fordern läßt. In der Weltanschauung und Menschenführung des Materialismus gibt es keinen Raum für Gewissenfreiheit. Die Entwicklung des Menschen wird als zwangsläufig betrachtet. Zwangsläufig wird darum auch die Menschenführung gehandhabt. Das ist das Ergebnis des theoretischen, des dialektischen Materialismus. Dahin führt auch der praktische Materialismus, dem leider auch bei uns allzu viele huldigen. Während sie im Mund immer wieder das Wort von der Freiheit führen, wissen sie wahre Freiheit nicht zu schätzen, sondern legen sich in der Freiheit bereits die Fesseln des Zwanges an. Wer nicht aus dem Glauben und dem Gewissen lebt, ist mitschuldig, wenn die Gewissensfreiheit ihre Grundlage und innere Berechtigung verliert und schließlich unterdrückt wird. –

Das Buecherverbot der katholischen Kirche

Wenn die Kirche ihren Gläubigen Vorschriften hinsichtlich der Lektüre von Büchern gibt, so steht sie damit auf dem Boden der Heiligen Schrift. In der Apostelgeschichte (Kapitel 19:19) wird erzählt, daß in Ephesus die Neubekehrten vor Paulus Bücher im Werte von 50 000 Silberdrachmen verbrannten, weil der Apostel ihnen richtig ins Gewissen geredet hatte. Man hat wegen der Bücherzensur die Kirche viel angefeindet und ihr Intoleranz und geistige Bevormundung ihrer Mitglieder vorgeworfen. Das kann die Kirche in der pflichtmäßigen Sorge um den Glauben nicht beirren. Im natürlichen Bereich ist es selbstverständlich, daß man Gift deutlich kennzeichnet, damit nicht Unvorsichtige es erwischen und ihr Leben reskieren. Das Leben und die Gesundheit der Seele ist aber noch viel wichtiger als das körperliche Leben des Menschen.

Das Index-Verzeichnis

Die den Katholiken zur Lektüre verbotenen Bücher sind im sogenannten Index-Verzeichnis aufgeführt. Das erste solche Verzeichnis wurde unter Papst Paul IV. im Jahre 1559 herausgegeben. Die letzte Ausgabe des Index erfolgte vor wenigen Jahren. Der Katholik ist im Gehorsam verpflichtet, daß er Bücher, die auf dem "Index" stehen, nicht liest. Wer das Verbot übertritt, begeht eine Sünde des Ungehorsams gegen die Kirche. Die Strafe der Exkommunikation erstreckt sich jedoch nicht auf alle Bücher. die auf dem Index stehen, sondern nur auf solche, die namentlich vom Papst als verboten erklärt sind, z. B. "Mythos des 20. Jahrhunderts" von Alfred Rosenberg.

Allgemeines Verbot

Es wäre nun aber eine ganz irrige Meinung, anzunehmen, daß man jedes Buch lesen darf, das nicht auf dem Index steht. Schon als Naturgesetz verbietet die Lektüre eines Buches oder einer Zeitschrift, bei der man religiös oder sittlich Schaden leidet. Ist der zu erwartende Schaden schwer, so ist auch die Verpflichtung, sich einer solchen Lektüre zu enthalten, schwer. Die Kirche hat, um die Gläubigen nicht im Unklaren zu lassen, festgestellt, daß allgemein den Katholiken zu lesen verboten sind: Schriften, welche die Grundlagen der Religion angreifen oder systematisch den Irrtum in Glaubensachen verbreiten, Bücher, welche die guten Sitten mit Absicht angreifen und solche, die unzüchtige Dinge behandeln, erzählen oder lehren.

Es besteht also für jeden Katholiken die Pflicht, die Lektüre eines Buches aufzugeben, wenn er merkt, daß es glaubensfeindliche Tendenzen verfolgt oder ausgesprochen unsittlich und damit unmittelbar eine Gefahr vor allem für die sittliche Reinheit ist.

Verhalten des Katholiken

Der treue Katholik, dem an seiner seelischen Gesundheit gelegen ist, wird das Bücherverbot der Kirche nicht als Beengung und als unerträgliche Einschränkung seiner Freiheit betrachten. Er wird vielmehr der Kirche dankbar dafür sein, daß sie ihm auch im Bereich der Lektüre Wegweisung gibt. Wenn ein Katholik aus beruflichen oder sonstigen Gründen einmal die Notwendigkeit hat, ein verbotenes Buch zu lesen, so kann er sich von seinem Bischof die Erlaubnis zur Lektüre holen. Diese wird regelmäßig dann gegeben, wenn triftige Gründe bestehen. Freilich wird meist die Lektüre eines anderen Werkes dazu empfohlen, das die gegnerischen Darlegungen entkräftet, damit auf jeden Fall eine seelische Schädigung vermieden wird. –

Der Beichtvater aber schwieg

Unter dem russischen Zarentum ereignete sich in der Ukraine folgendes:

Der fromme und bei seinen Pfarrkindern beliebte katholische Pfarrer Kobilowicz zu Oratow wurde verhaftet, weil er angeblich einen Beamten zu Oratow ermordet hatte. In Wirklichkeit hatte aber der Leiter des Musik-Chors der betreffenden Pfarrkirche sich das Gewehr des Pfarrers verschafft und damit jenen Beamten erschossen, um dessen Frau heiraten zu können. Um den Verdacht von sich ab- und auf den Pfarrer hinzulenken, verbarg der heimtükische Mörder das Gewehr hinter dem Hochaltar und wußte es so einzurichten, daß das Gericht erfuhr, ein Gewehr des Pfarrers sei hinter dem Hochaltar versteckt. Die Waffe wurde tatsächlich gefunden und wies deutliche Spuren des Schusses auf.

Zuvor legte der Mörder (um den Priester mundtot zu machen) bei ihm eine Beicht ab und bekannte in ihr sein Verbrechen. Jetzt war er sicher, daß der Pfarrer bei Gericht seine Person nicht mit dem geringsten Worte erwähnen werde. So war es auch. Der Angeklagte beteuerte wohl vor Gericht und auch vor seinem Bischof seine völlige Unschuld — er hätte sich ja mit einem einzigen Wort rechtfertigen können — doch er schwieg, weil er das Beichtsiegel nicht verletzen durfte. So kam es, daß er zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt wurde. Außerdem nahm sein Bischof (Borowski) an ihm in der Domkirche zu Schitomir (Russisch-Wolhynien) die Zeremonie der priesterlichen Degradation vor. — Der arme Pfarrer wurde dadurch für immer seiner priesterlichen Würde für verlustig erklärt.

Etwa 20 Jahre später gestand der Leiter des Musik-Chors auf dem Sterbebett vor einem herbeigerufenen Polizisten und einem zweiten Zeugen, daß er jenen Beamten ermordet und am nächsten Morgen dem Pfarrer das Verbrechen gebeichtet habe. Das Freilassungs-Dekret kam für den Priester zu spät, denn dieser war 2 Jahre zuvor in der Verbannung gestorben. –

Ein Opfer des Beichtstuhles

von Adolf Innerkofler

2. Fortsetzung

"Selbstverständlich!" erklärte Herr Josephi, "selbstverständlich, Hochwürden müssen mit ihm konfrontiert werden. Sofort sende ich zum Herrn Gouverneur, Exzellenz Fouqué, um desfallsige Weisungen. — Herr Sekretär, haben Sie alles zu Protokoll gebracht? Ja? — Gut! Verfügen Sie sich sofort zum Herrn General um fernere Weisungen!"

Der Sekretär erhob sich und ging durch die Flügeltüre zu den Gemächern des Gouverneurs. Herr Josephi wendete sich indessen an den kleinen, in stummer Versunkenheit dastehenden Kaplan: "Hochwürdiger Herr, ein privates Wort! Ein Wort der Menschlichkeit! Sie sind wohl überzeugt, daß von meiner Seite auch nicht die mindeste Voreingenommenheit herrscht gegen Sie, den katholischen Geistlichen, wenn ich auch eines anderen Glaubens bin?"

"Ich weiß es,' sagte Pater Andreas schlicht.

Josephi fuhr fort: "Gott weiß es, daß es mir selbst schmerzlich ist, Ihnen so Peinliches antun zu müssen. Schon lange leben ja die Einheimischen evangelischen Glaubens in gutem Einvernehmen mit den Katholischen. Sie wurden es so gewohnt unter dem versöhnlichen Zepter der Habsburger; aber auch König Fritz ist über jeden Konfessionshader erhaben."

Da huschte wieder ein schalkhaftes Lächeln über des Pater Andreas gutherziges Gesicht: "O ja, der König schon, wären es nur auch alle seine Generale!"

"Pst! Pst!' machte Herr Josephi und hob mit lächelndem Drohen den Zeigefinger.

"Daß Sie, Herr Bürgermeister, nur Ihre Pflicht tun, weiß ich," schloß der Geistliche seine Rede.

Indem kam der Sekretär aus den inneren Gemächern zurück und sagte dem Bürgermeister leise ein paar Worte ins Ohr. Pater Andreas bemerkte sofort, wie Herr Josephi erst leise erblaßte und dann errötete. Mit sichtlicher Bestürzung wendete sich dieser zu ihm mit den Worten:

"Hochwürdiger Herr! Zu meinem großen Bedauern muß ich Ihnen eine sehr unbequeme Eröffnung machen. Seine Exzellenz läßt sagen, eine Gegenüberstellung sei selbstverständlich, doch habe es dazu noch Zeit. Er wolle vorerst selbst die Akten studieren und Sie seien indessen in Gewahrsam zu halten."

Pater Andreas sagte nichts, er sah ruhig, doch sichtlich schmerzhaft berührt vor sich hin. Herr Josephi fuhr fort: "Es tut mir aufrichtig leid. — Nun, Sie wissen, der erste Gewahrsam ist gewöhnlich die Bastei beim Böhmischen Tor. Die Wache wird Sie dorthin bringen."

Wie angewurzelt blieb Pater Andreas einen Augenblick stehen, dann aber raffte er sich zusammen und sagte: "Nun gut! Es geschehe, wie man befiehlt. Ist mir aber vielleicht noch eine Bitte erlaubt?"

"Aber ja," sagte Herr Josephi mit herzlicher Zuvorkommenheit, wie sie besonders das Mitleid eingibt, "wenn ich irgend eine Erleichterung, irgend einen Dienst bieten kann, alles, was mir möglich ist, will ich tun."

"Ich bitte, meinem Bruder Nachricht geben und mir einiges aus meiner Wohnung holen lassen zu dürfen, zum wenigsten mein Brevierbuch."

"Sehr gerne. Sofort soll einer unserer Diener zum Herrn Oberkaplan gehen. Und ich hoffe, daß sich auch aus der ganzen bitteren Affäre ein guter Ausgang findet."

"Wie Gott will!" sagte Pater Andreas, "so gehen wir in Gottes Namen!"

Die begleitenden Soldaten, die stramm im Hintergrunde gestanden waren, traten vor, nahmen den Gefangenen in die Mitte und führten ihn ab.

*

Es machte ein großes, scheues Aufsehen, als er so wie ein Verbrecher durch die Stadt gehen mußte. In der Bastei am Böhmischen Tor war das Gefängnis, eine kleine, enge Zelle, nur durch ein Guckfensterchen kam etwas Licht herein, und da sich bereits der Abend über die Stadt niedersenkte, wurde es bald recht finster. Als der Riegel an der Türe knirschend in den Haken gestoßen war und Pater Andreas nun ganz allein dastand, brach doch auch seine Selbstbeherrschung zusammen, er stürzte auf die Knie und weinte bitterlich. Eine düstere Ahnung, schwarz wie die Nacht, die den engen Raum zu füllen begann, legte sich auf seine Seele: nun kam ihm die Gewißheit, daß es um sein Leben gehe und seine sonnige, lebenszufriedene Natur sträubte sich mit allen Nerven dagegen. Dazu das Gefühl, gefangen, eingeschlossen zu sein, fern von allem, was ihm lieb war, und die immer dichter werdende Finsternis, die er mit keinem Lichtschimmer erhellen konnte. "O Gott! O Gott!" das war das einzige, was er zu sagen vermochte in seinem herzerschütternden Weinen. Als es endlich einer stumpfen Niedergeschlagenheit wich, sah er durch das Fensterchen einen klei-

nen Stern blicken, fern, fern am lichtblauen Himmel. Und der weckte auch in ihm aus seinen priesterlich gewohnten Gedankengängen das Bild vom "Stern im Meere". Maria! Maria!

"O Mutter! Mutter!" schrie er auf, "es wird wohl schwer werden, bitter schwer!" Und wieder mußte er bitterlichst weinen, er, der sonst so sonnige und in seiner Milde starke Mann, der schon lange nicht mehr geweint hatte; doch nun war es ihm wie einem Sohne, den das bitterste Unglück getroffen hat und der nun eben seiner Mutter um den Hals fallen kann und gerade deshalb in heftiges Weinen ausbricht. Aber wie einem Sohne am Halse der Mutter wurde es auch ihm leichter und bald rang sich ein herzliches: "Mutter, Mutter, hilf! Oder wolltest du mir wirklich nicht helfen?" von seinen Lippen.

Und er begann zu beten. Und lieblich stieg ihm auch sein letztes Lied von der Seele auf, das er erst gestern fertig gedichtet und vertont hatte und das ihm selbst so gut gelungen schien; die Hände faltend, sang er es nun halblaut und unter Tränen vor sich hin:

"O Mutter mit dem Himmelskinde,
Das jedes Leiden uns versüßt,
Und uns bewahrt vor Tod und Sünde,
Sei, milde Mutter, uns gegrüßt!
Sei, milde Mutter, uns gegrüßt!"

Und es ward ihm ruhig ums Herz. Ja, eine leise Zuversicht kam über ihn; auch seine lieben, rosigen quecksilberigen Sänger und Lateinschüler fielen ihm ein; wie würden sie trauern um ihn, wie würden sie beten für ihn, ja, wenn es sein könnte, selbst zum harten Franzosen, dem General Fouqué, gehen um ihn freizubitten! Ihm selbst wurden vor Rührung aufs neue die Augen naß. Und er sagte: "Mutter, du kannst ja helfen! Gelt, du lassest alles gut ausgehen? Wenn du nur willst, jeden Menschensinn vermagst du zu ändern. — Gib mir ein Zeichen, daß es gut ausgeht! Vielleicht lassest du mich jetzt schon etwas Gutes erleben. Das soll mir dann ein Zeichen sein!"

*

Und siehe, im Augenblick war es, als nahten Schritte seiner eichenen, eisenbekleideten Zellentüre; deutlich waren scheinbar streitende Männerstimmen zu hören und richtig, wieder knirschte der dicke Eisenriegel im Schloß, die Türe sprang auf:

"Och nee, och nee, Herr Oberkaplan, wenn es der Fouqué erfährt, der läßt mich hängen!" jammerte ein Mann; es war der Gefängniswärter.

"Ach wo?" tönte eine andere Stimme, aufgeregt und hastig, "hat doch der Untersuchungsrichter selbst nach mir geschickt! Da hast du Taler, eine ganze Handvoll, und jetzt schließ nur den Riegel fest zu hinter mir!"

"Och nee, och nee! Zahl's Gott! Zahl's Gott! Och nee, och nee!" Und schon knirschte der Riegel wieder in den Haken.

"Andreas! Bruder! Wo bist du? Man sieht ja gar nischt! Da? Endlich, endlich!" und zwei starke Männerarme umschlangen den kleinen, schmächtigen Pater Andreas und drückten ihm fast den Arm ab. "Du armer, armer Bruder, du! Eingesperrt! Unschuldig und doch als Verbrecher behandelt!" so jammerte der gute Oberkaplan.

"Gustl, mein lieber Gustl!" kam endlich auch Pater Andreas zu Wort und streichelte ihm Kopf und Wange, "so erdrück' mich doch nicht, sonst hat der Fouqué nichts mehr zum Aufhängen!" sogar lachen konnte er wieder; "und daß du gar selber kommst! Ja, darf das sein, Bruder?"

"Was kümmert mich, ob ich darf oder nicht! Soll man mich frisch mit dir einsperren und aufhängen, wenn sie wollen! Aber daß du noch Witze machen kannst bei solchem Unglück? Und du bist doch gewiß ganz unschuldig!"

"Hättest du es lieber, daß ich schuldig wär'?" neckte Pater Andreas.

"Und die Schmach, gerade in der Zelle bist du, wo unser gewesener Kaplan, Großdechant Leopold Aster, gesessen ist vom 2. Mai bis 10. Juni dieses Jahres!"

"Siehste?" scherzte Pater Andreas wieder, "wenn es für den gut genug war, ist es wohl auch für mich, den simplen Kaplan, gut genug! Übrigens siehst du, daß der General Fouqué ganz gerecht und unparteiisch ist: auf den Herrn Leopold Aster hat er alles gehalten, hat ihn sogar als einfachen Kaplan vom König selbst zum Großdechant der ganzen Grafschaft ernennen lassen, daß er dann auch bald Pfarrverweser von Schönfeld und schließlich Pfarrer von Reinerz werden konnte, und doch hat er ihn einsperren lassen und nun sogar auf die Festung ins Zuchthaus gesteckt; können wir Faulhaber, die wir keineswegs so in Gunst stehen, uns beklagen, wenn uns Ähnliches passiert?"

"So vergleich dich doch nicht mit dem Aster!" sagte Pater Augustin fast heftig, "der hat sich früher nicht genug einschmeicheln können beim Gouverneur und kaum war er Großdechant und Pfarrer, hat er allerlei Schönes mit Geldsachen zu tun gehabt, bis auch dem Fouqué und dem König ein Licht aufgegangen ist! — Und du? — So hör' doch endlich auf mit deinem Scherzen! Es tut mir zu weh! Ich kann es gar nicht verstehen!"

"Och nich beese sein, Bruder!" bat der Gefangene halb schelmisch, halb ernsthaft, "weeßte, ich freu mich so, daß du gekommen bist. Und dann weiß ich nun, daß alles gut ausgehen wird, gerade du bist mir das gute Vorzeichen;" er erzählte schlicht und ernst, wie er zuletzt gebetet hatte, und dies beruhigte auch den armen Pater Augustin. Andreas schloß seine Rede. "Nu aber, hast du mir auch allerlei Schönes mitgebracht zum Lesen, wenigstens das Brevier?"

Obwohl es ganz dunkel war und Pater Andreas dem Bruder nicht ins Gesicht sehen konnte, an einem leisen Stocken gewahrte er, daß der in einiger Verlegenheit war.

"Das Brevier habe ich. — Und da hast du auch dein hübsches Messingkreuzchen!"

Eilig griff Pater Andreas darnach. "O, das ist mir lieb, recht lieb!" Und schließlich ist so ein Kreuz das allerbeste Buch, sogar der kann es lesen, der nicht lesen kann!"

"Und hier habe ich den Thomas a Kempis!"

"Ausgezeichnet! Der paßt ock gut zu Kreuz und Brevier und Arrest!"

"Und hier ist noch dein "Ernestinischer Lebensschatten?" Von anderem wußte ich nicht gleich, was ich dir mitbringen sollte. Denk' an den Kummer und die Aufregung, die ich habe! — Doch zu essen habe ich dir mitgebracht! Das ist doch auch wichtig. — Ich hoffe, daß es reichen wird. Auch eine Flasche Wein habe ich eilig eingesteckt."

Pater Andreas lachte kindlich:

"Gut, gut, Bruder! Ist so auch recht. Weil ich nur wenigstens das Brevier und die anderen Sachen habe! — Und wahrhahftig, ein Happen zum Essen tut auch ganz gut. Gib nur gleich her!"

"Da ist ein Stuhl! Da ein Wandtischchen! Und da eine Pritsche mit Stroh! Auf die setzen wir uns und dann wird geschmaust." Das Stroh raschelte, er hatte sich bereits niedergelassen. Nun hatte auch der dicke gemächlichere Bruder bis zur Pritsche gefunden und so saßen sie bald nebeneinander. Während der Gefangene aß, legte sich beiden ein wehmütiges Wohlsein ums Herz, und selbst in der engen, nächtlichen Zelle hier gab es einiges Glücksgefühl, daß zwei liebende Brüder wenigstens für kurze Zeit beisammen sein konnten.

Leider knirschte wieder der Riegel. Und die ängstliche Stimme des Gefängniswärters flüsterte: "Kommen Sie ock! Kommen Sie, Herr Oberkaplan. Ich hab' so ene scheußliche Angst. Wenn es jemand gewahrt!"

"Laß ock!" sagte Pater Augustin, "schieb nur den Riegel wieder recht feste vor, dann hat der General gleich zwei schwarze Vögel auf einmal. Ich bleibe hier, wenigstens diese Nacht bleibe ich mit meinem Bruder eingesperrt!"

"Ach nee! Ach nee! Ach jemersch nee! jammerte der Mann.

Pater Andreas hielt mit dem Essen inne. "Nee Bruder! Es ist vielleicht doch nit gutt! Der Mann könnt' Verlegenheiten bekommen unsertwegen. Wirst vielleicht doch gehen müssen. Ich bin schon ganz zufrieden!"

"Aber, Bruder!" rief Pater Augustin aus, "noch weiß ich doch nicht einmal, um was es sich handelt bei der ganzen Sache! Auch wie es steht! Wer der Mensch ist, der dich hineingebracht hat! Und das muß ich doch wissen, damit man dir helfen kann!"

"I nun ja! Mann!" wendete sich Pater Andreas an den Gefängniswärter, "vielleicht ging's noch eine kleine Viertelstunde? Was ich zu erzählen habe, ist bald erzählt."

"Gut. Aber nach einer Viertelstunde komm' ik und da muß der Herr Bruder gehn! Sonst kostet es mich noch meine Stelle!"

So schlich er wieder hinaus und drehte den Schlüssel um. Pater Augustin seufzte tief auf. Pater Andreas aber sagte: "Bruder, hast du kein Trinkgefäß?"

"Och ja! Das hätt' ich bald vergessen! Den zinnernen Trinkbecher, weißt du, den vom Vater, hab' ich da!" Er griff in die Manteltasche und gab ihn dem Gefangenen in die Hand, der freudig ausrief:

"O den? Du, das freut mich doppelt." Und ihn sorgfältig füllend reichte er ihn zurück:

"Da, Gustl! Trink du einmal! Ich merk's du wirst sonst so traurig! Und das soll man nie und nirgends!"

Pater Augustin wollte nicht, doch mußte er nachgeben und trank ihn leer auf einen Zug.

"Aber jetzt heb' an und erzähl', Andreas!"

Dieser aß nun wieder und erzählte genau, schier Wort für Wort, was er im Verhör erlebt hatte.

Eine tiefe, ernste Pause entstand.

"Nentwich also heißt er?"

"Ja, Nentwich!"

"Vom Fouquéschen Regiment ist er?"

"Ja."

"Und um die Prager Schlacht heuer geflüchtet?"

"Ja. — Mein Gustl! Du sinnst wohl auf allerlei Auswege? Und möchtest helfen, so mit Nebenmitteln? Ich meine, das nützt hier alles nichts, da heißt's gottergeben zu warten, wie sich's entwickelt. — Ich hoffe zuversichtlich das Allerbeste!"

"Du mein Gott! Wenn du nur recht hast!" seufzte der Oberkaplan, "jedenfalls heißt es alle Hebel und Mittel in Bewegung setzen, denn ich weiß nicht, mir ist sehr, sehr bange; mir fällt immer ein, als wär's wie unser Vater oft gesagt hat: "Es wird eine Zeit kommen, wo man die Geistlichen an den Galgen hängt!" Du weißt ja, wie er es oft gesagt hat, er, der alte fromme Schmied, der sich so gefreut hat, daß beide Söhne Geistliche wurden!"

Pater Andreas konnte es sich selbst nicht ableugnen, daß ihm bei diesen Worten ein leiser Schauder durch die Seele fuhr, und doch zwang er sich zum Lachen und zu einem Scherz: "Und ich sagte immer: Dann gibt es Märtyrer, Vater! — Aber, Gustl, einmal häng' ich noch nicht und so schnell schießen die Preußen nit! Weeßte! — Was bist du doch immer so mieselsüchtig und siehst alles ganz schwarz! Wetten wir! Ich war schon auch eine Zeit recht verzagt, doch jetzt bin ich wieder voll Zuversicht. Die Glatzer Mutter Gottes und der selige Arnestus verlassen uns nicht. Laß nur recht viel beten mit uns!"

"Das will ich. — Es heißt aber auch alle natürlichen Mittel anwenden, die man anwenden kann. Gleich morgen will ich mich beraten und alles versuchen, was sich versuchen läßt."

"Gut, Bruder! Tue es! Für alles bin ich dir dankbar, denn aus allem sehe ich, welch ein guter Bruder du bist. Freilich glaube ich, daß alles nicht viel nützen wird, wenn nicht der arme Mensch, der Ausreißer, widerruft und sagt, er habe gelogen!"

"Das wär' freilich das einfachste und beste ," sagte Pater Augustin lebhaft, "aber meinst du, daß er es tun wird, wo er sich damit seine Lage erst recht verschlechtert?"

"Hart wird es ihm schon sein, aber der liebe Gott kann es schon machen, der hat ja alle Gewissen in der Hand."

Doch nun meldete sich wieder der Kerkermeister. Pater Augustin mußte gehen, jetzt gab es nichts mehr; die Brüder trennten sich rasch und schmerzlich.

"Bet', Andreas, bet', daß meine Schritte Segen haben!" bat der eine.

"O jawohl! Beten will ich! Und daß auch du betest, Gustl, das weiß ich. Alles, wie Gott will! Und paß auf, er wird den besten Ausgang geben! Hab' Dank! Tausend Dank für deine Liebe! Sorg' dich nicht zu sehr! Schlaf, schlaf recht wohl! Gute, gute Nacht!"

Oberkaplan und Kerkermeiser gingen hinaus; der Riegel knirschte; Pater Andreas war wieder allein.

Ruhig streckte er sich auf das knisternde Stroh seiner Pritsche. Erst sah er nur ins Dunkle, da er den Kopf bei der Fensterwand hatte; so stand er nochmals auf, rüttelte das Stroh am anderen Ende der Pritsche höher und legte sich so, daß nun der Kopf lag, wo früher die Füße gelegen, und nun sah er durchs kleine Fensterchen die Sterne hereinlugen. Eine Unzahl waren es. Je dichter die Nacht geworden war, desto mehr waren in der schwarzblauen Luft aufgestiegen. Und da kam es ihm in den Sinn, daß es auch im Menschenschicksal so sei: je schwärzer die Lage, desto heller jede auch die kleinste Freude und desto lichter jedes Strahlen von oben, jeder Ewigkeitsgedanke. Nicht lange, so schlummerte er sanft ein.

*

Mit blauem Leuchten schaute schon der Tag herein, als er erwachte. Mit freudiger Hoffnung setzte er sich auf. Er faltete die Hände. Doch er konnte kaum beten, so sehr freute er sich, gewiß heute schon seinen Ankläger sehen zu können. Und der werde seinem Blicke nicht standzuhalten vermögen. Und dann mußten sie ihn freilassen! Und wie würde sein armer, vergrämter Bruder sich freuen! Und die Mitbrüder an der Kirche, der gute, greise Dechant Scholz vor allem, dieser edle Greis! Und erst die Gymnaiasten! Wie werden sie ihn jubelnd umringen und fragen und scherzen und lachen und der lange Gottschlich sagte gewiß: "Oh weh, nun hat einmal der Herr Lehrer selbst einen Karzer abgekriegt!"

Aber dem wollte er es anstreichen, daß die Jungen alle, der langbeinige vor allem, recht lachen müßten. Pater Andreas war aufgeräumt wie ein Kind, er begann leise vor sich hin zu singen, dann nahm er sein Brevier zur Hand und begann zu beten. Wie jetzt in der Einsamkeit des Kerkers und in der neuen Lage eines gefährlich Beschuldigten die Gebetsworte einen viel tieferen, das ganze Gemüt ergreifenderen Sinn trugen! Leid und Not verklären und erhöhen dem guten Menschen eben alles und machen selbst das Heilige noch heiliger und höher. Pater Andreas erschienen die Psalmen und Lesungen bald golden wie des Himmels Sonnenlicht, dessen schmale Bahn sich nach und nach durchs Fensterchen herein in die Zelle und auf den roten Ziegelboden stahl. Dazu kamen von draußen weihevoll die Glockenklänge der verschiedenen Stadtkirchen und woben in leisem Reigen hin und her. Um diese Zeit, so kam ihm der Gedanke, stünde auch er am Altar; heute konnte es nicht sein, doch morgen, morgen gewiß! So schuf auch der Gedanke an die Entbehrung des heiligen Opfers nur eine leise Wehmut. Er betete für alle, die in den Kirchen waren, besonders für den armen Bruder, der wohl heute recht sorgenvoll und aufgeregt am Altare stünde, in Sorgen und Aufregung um ihn. Und er betete für seine lieben, kleinen Gymnasiasten, dann für die Richter und ganz besonders für den armen Angeklagten, der ihn beschuldigt und hierher in den Kerker gebracht hatte: für ihn betete er besonders zu dessen Schutzengel, auf daß er ihn anderen Sinnes werden lasse und dahin bringe, die Aussage zu widerrufen. Und es war ihm, als werde es gewiß so geschehen; aufs neue kam eine große, freudige Sicherheit und Ruhe in des kindlichen Priesters Seele.

Ein Geräusch! Holte man ihn schon zur Gegenüberstellung. Doch es öffnete sich bloß der kleine Schieber in der Türe und ein Arm reichte die Schale mit Suppe und ein Stück Brot herein. Pater Andreas war enttäuscht und doch auch wieder befriedigt, er konnte auch das späte Frühstück recht gut brauchen. Wieder verrannen Stunden, langsam, langsam. Vergaß man seiner? Fand es der Gouverneur nicht der Mühe wert, dem katholischen Geistlichen die Untersuchungshaft möglichst kurz zu gestalten und das Gericht durch eine Gegenüberstellung baldigst klarsehen zu lassen? Ein leiser Mißmut stieg im leichtbeweglichen Gemüte des Geistlichen auf. Eine Zeitlang hing er dem auch nach; doch als er sich dessen bewußt wurde, schüttelte er energisch den Kopf, betete, wie er es gewohnt war, ein Ave und sagte zu sich selbst: "Aha, Müßiggang! Ich muß mir was zu tun machen, sonst hab' ich bald einen Muckentanz im Kopfe!" Aber was? Da sah er vor sich auf dem sonnigen, kleinen Fensterbalken den schöngeformten, mittelgroßen Zinnbecher, den ihm der Bruder gestern aus des Vaters hinterlassenem Zinnschatz gebracht hate. Und da kam ihm eine Idee. Freudig ergriff er den Becher und schaute sich mit Kennerblicken dessen im Lichte blinkende, glatte Außenwand an. O, da hatten ja die feinsten Zierarten Platz und "sogar schiene Bildla!" sagte er sich froh. Aber womit machen? War denn nirgends ein Nagel locker hier in der düsteren Zelle? Er suchte eifrig Wände und Pritsche ab. Nirgends war etwas Brauchbares zu finden. Was tun? Er lehnte sich nachdenkend auf die Pritsche und, wie er nun die Füße so vor sich hinstreckte, sah er an den niedrigen Schuhen die blanken Schnallen aufblitzen und — sofort hatte er es: er zog einen der Schuhe aus, riß die Schnalle herab und, den Dorn aufwärts biegend, versuchte er, auf dem weichen Zinn des Bechers feine Linien zu ziehen und siehe, es ging ausgezeichnet. Bald war er eifrig in seine Lieblingsarbeit vertieft. Vorerst schuf er langsam und sorglich mit größter Gleichmäßigkeit eine zarte Ornamentik, zirkelte auch genau die Flächen aus, auf denen kleine Bildchen erstehen sollten, wenn er auch noch nicht recht wußte, welchelei er hier hineingravieren wollte.

Der Sonnenschein verschwand aus der Kerkerzelle. Es ging schon gegen Mittag; er merkte es kaum, so sehr war er in seine Arbeit vertieft. (Dieser Trinkbecher Faulhabers steht heute im Museum der Stadt Glatz.) Wieder rasselte die Zellentüre. Das mit Kreuzklammern versicherte Schieberchen in der Türe ging auf. Davor erschien das struppigstoppelige Graugesicht des Kerkerwärters: "Der Herr Oberkaplan schickt Ihnen das."

"Der Bruder?" rief freudig aufstehend Pater Andreas und ging zur Tür. Doch es erschienen bloß zwei Schüsseln, die eine mit Fleisch und ein Stück Brot, die andere mit einer suppenartigen Brühe. Pater Andreas war etwas betrübt. Denn er hatte eine Nachricht erwartet oder Bücher oder sonst etwas zur Zeitausnutzung. Erst als er die Schüsseln hingestellt hatte und das Brot herausnahm, daßes vom Fleischsaft nicht unnötig feucht würde, gewahrte er einen Schnitt ins Brotstück. Er brach es vollends auseinander und nun fiel ein kleiner gefalteter Zettel auf den Boden. Er hob ihn auf und las:

Eiligen, bangen Brudergruß in deinen Kerker! Ach wie steht die Sache verwickelt und schlecht! Nach schlafloser Nacht und seit frühester Frühe wandere ich herum: zum Gouverneur wollte ich für dich — ich wurde nicht vorgelassen, ja bald eingesperrt hätten sie mich! Ich ging zum Bürgermeister Josephi, ich bat um Beschleunigung der Untersuchung — er zuckte die Achseln und sagte: Se. Exzellenz scheint noch nicht schlüssig geworden zu sein. Ich wollte in den Arrest zu Nentwich, wollte ihm zu Füßen fallen, er solle doch um Gotes willen bei der Wahrheit bleiben, sie haben mich scheel angesehen, ein Teil der rohen Soldaten hat mich ausgelacht und wie einen kleinen Jungen haben sie mich davongejagt, ja einen Köter, den sie in der Kaserne haben, haben sie mir nachgehetzt; Nentwich aber habe ich gar nicht gesehen, ihm auch keine Botschaft schicken können. Mein einziger Trost ist nur, daß ich dir ein bißchen ordentliches Essen in den Kerker schicken kann.

Wer weiß, wie lange es währt. Mir scheint, sie wollen den verhaßten katholischen Geistlichen lange "dunsten" lassen, wie sie zu sagen pflegen. —"

Pater Andreas lächelte wehmütig: "Du guter, armer Gustl du! Mir scheint, du leidest schwerer an meinem Geschick als ich selbst!"

Tränen in den Augen begann er zu essen. Auch ihn steckte nun die Besorgnis und Aufregung, die aus des Bruders Zeilen sprachen, leise an, eine schwere Bangnis legte sich wieder immer dichter und dichter um sein Herz. Da war es wie ein Labsal, als die Glocken von den Türmen zu hallen anfingen und die Töne des Aveläutens zu Mittag wie ein Chor über der Stadt hin und her zu wogen begannen.

Er betete herzhaft und die Ruhe kam wieder, wenn auch eine leichte Schwermut in seiner Seele blieb. Langsam begann er dann wieder an seinem Becher zu zeichnen und zu gravieren. Doch ging es ihm nicht mehr so recht vom Fleck. Und als aufs neue Stunde um Stunde verrann und der Nachmittag immer höher stieg, begann er zu erkennen, daß er heute wohl nicht mehr vor die Richter kommen werde.

*

Da, wie er schon alle Hoffnung hatte sinken lassen, rasselte es plötzlich an der Tür, der Schlüssel knirschte und die Türe öffnete sich. Drei Soldaten standen draußen, einer befahl in schnarrendem Ton:

"Angeklagter Faulhaber zum Verhör!"

Pater Andreas legte rasch seine Arbeit hin und erhob sich; eine heiße Röte war ihm ins Gesicht geschossen, schon wollte er fragen, seit wann er Angeklagter sei, was man ihm nachweisen könne? Doch er beherrschte sich und folgte still. Auf der Gasse draußen blieben die Leute, die an ihnen vorbei mußten, sehen; Mitleid, Entsetzen, Erbitterung schossen meist in ihren Gesichtern auf; um so mehr drängten die Soldaten zur Eile.

Als Pater Andreas endlich in den weißgetünchten Verhandlungssaal eintrat, sah er, daß man wohl schon lange in Arbeit stand. Vorne saßen die Richter, man hatte zwei Offiziere beigezogen: den hageren Artilleriehauptmann v. Traubenthal und den sehnigen Mineurleutnannt v. Chambaud, der eigentliche Untersuchende stand, es war dies wieder Herr Josephi; nervös spielte er mit einem hölzernen Papiermesser; und wer stand vor ihm? Ah, ein Soldat: lang, hager, mit verfallenem, magerem Gesicht; war dies Nentwich, der Ausreißer?

Gleich sollte es Pater Andreas erfahren; Josephi sprach zum Soldaten, der seinen Kopf wie in Scham tief gesenkt hielt:

"Also, Nentwich, hier steht nun Pater Andreas, den du beschuldigt hast. Breit und umständlich hast du auf alle unsere Fragen uns immer in verschiedenster Form das gleiche gesagt, zu Protokoll ist es genommen; ist es nun aber nicht wahr, bedenk', daß du einen armen Menschen, einen Priester ins Kriminal, ja in noch Schlimmeres bringst; ist es jedoch wahr, nun so wirst du es wohl wagen, ihm jetzt deine Aussage auch offen und klar und vor uns allen ins Gesicht zu sagen!"

Nentwich stockte einen Augenblick. Mit hochklopfendem Herzen und doch klar und forschend schaute ihn Pater Andreas an und sah, wie er verwirrt und glühroț geworden war. Ja, Nentwich wagte es gar nicht aufzusehen; er begann murmelnd fast: "Aber es ist ja wahr, was ich gesagt habe. Bei dem Herrn war ich beichten und er hat mir so gesagt."

Der sonst so sanfte Josephi fuhr auf: "Wie kannst du denn sagen, gerade der Herr sei es gewesen, wenn du ihn gar nicht anschaust?"

Sichtlich schreckte der Ausreißer zusammen, dann blickte er scheu von der Seite her auf den Geistlichen und maß ihn einen Augenblick.

"Ja, ja," sagte er lauter und etwas kecker, "der war es schon; ich kenne ihn ganz gut."

"Nun also!" rief Mineurleutnannt v. Chambaud schnarrend, mit funkelndem Blicke hatte er den Geistlichen gemustert; er gehörte zu den französischen Emigrantenfamilien, die 1684 nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes als Evangelische von Frankreich auswandern mußten und nun, weil sie dafür die Jesuiten verantwortlich machten, einen altererbten Haß gegen katholische Geistliche in sich trugen.

Der hagere v. Traubenthal nickte mit seinem Kahlkopf und drehte den martialischen, grauen Schnurrbart auf.

Josephi aber hatte eine Pause eintreten lassen und kramte in den Papieren vor sich. Nun schaute er auf Nentwich her: „Allons, also — wenn dem so ist, sage es dem hochwürdigen Herrn ins Gesicht, wessen du ihn beschuldigt."

"I nu! Verzeihen S' Hochwürden! Aber ich muß es schon sagen," er wendete sich kecker dem Geistlichen zu, "am Tage vor dem Ausmarsch unseres Regimentes im Oktober voriges Jahr, da ist ein Sonnabend gewesen und da habe ich bei Ihnen gebeichtet. Ich hab' meine Sünden gesagt und dann haben Sie mir ganz aus freien Stücken eine lange Lehre gehalten, daß ein Soldat seinen Königseid halten muß. Ich hab' aber darauf gefragt: ob es denn gar so schwer gefehlt sei, wenn ich bei gegebener Gelegenheit davonlaufe. Dann haben Sie gesagt: es sei wohl eine schwere Sache, doch wenn es eine Gelegenheit gäbe, hätte es nicht viel auf sich."

v. Chambaud knurrte beifällig, der Artilleriehauptmann schmunzelte. Josephi fuhr ruhig fort: "Nun, Pater Andreas, was haben Sie dazu zu sagen? War dieser Mann bei Ihnen zur Beichte?"

Pater Andreas antwortete ruhig und schlicht: "Die Herren werden mir glauben, daß ich bei den vielen Beichtleuten, darunter auch Soldaten, mich bei den wenigsten erinnern kann, ob der oder der dabei war. Bei Nentwich hier kann ich es wahrhaftig nicht sagen. Er mag ja dagewesen sein. Nur das eine kann ich sagen, was ich schon gestern sagte: daß ich mich nicht erinnern kann, daß jemals ein Soldat eine solche Frage getan, noch daß ich je eine Antwort gegeben habe. Darauf kann ich einen Eid schwören."

"Ja,wenn es ginge, geistlicher Herr!" höhnte v. Chambaud.

"Zu einem Eide sind solcherlei Leute immer gleich bereit," pflichtete der hagere v. Traubenthal bei.

Josephi verwies es beiden mit einem leisen: "Pst! Pst!" Aber als Soldaten und Offiziere konnten sie sich von dem Bürgerlichen doch nichts wehren lassen. Traubenthal fuhr darum auf: "Nun ja, Herr Vorsitzender! Was der Angeklagte da sagt, ist doch bloß eine Auskneiferei! Oder nicht? Nentwich, der desertierte Soldat, sagt klipp und klar, was gesprochen wurde, da soll auch der Geistliche offen reden. Er soll, will er sich verteidigen, nicht lange Umschweife und Ausflüchte machen: er soll einfach auch seinerseits den Diskurs berichten, soll sagen, was der Soldat gesagt hat und was er gesagt hat, dann kann man ein richtiges Urteil sich bilden, was fehlerhaft war an der Sache und was ein bloßes Mißverständnis ist. Reden soll er und nicht Umschweife machen!"

Pater Andreas war glühend rot geworden; bald aber flog wieder ein leises, heiteres Lächeln über seine hübschen Züge; er sprach: "Herr Hauptmann, Sie sind zwar evangelisch, Sie dürften aber doch wissen, daß ein katholischer Geistlicher und selbst wenn es ihm ans Leben ginge, nie und unter keinen Umständen sagen darf, was ihm in der Beichte das Beichtkind gesagt hat oder was er selber gesprochen hat!"

"Na, das ist dann schon sehr bequem eingerichtet! Da kann sich also jeder schönstens hinter das "heilige" Amtsgeheimnis verstecken," spottete Chambaud.

Doch Josephi schnitt ab: "Diese Diskussionen haben wohl keinen Wert. Daß ein katholischer Religionsdiener das Beichtgeheimnis wahren muß, kann auch ich bezeugen. Nun also, Pater Andreas, Sie haben nichts weiter zu bemerken?"

"Nur das eine noch," sagte der, "daß es durchaus nicht Brauch ist, nach der Beichte im Beichtstuhl noch Diskurse zu halten, wie es die Herren zu glauben scheinen und wie es wohl auch Nentwich nach meiner Auffassung wenigstens herausbringt. Ich wiederhole, was ich schon gesagt habe; ich erinnere mich durchaus nicht, je von einem Soldaten eine Frage erhalten, noch je eine Antwort gegeben zu haben, wie sie Nentwich behauptet. Mehr kann ich nicht sagen. Auch eidlich kann ich dies bezeugen. Genügt es, so ist es gut, wenn nicht, muß ich mich mit meinen Geschicke bescheiden und muß ertragen, was der Herrgott mir auferlegen läßt. Über all den irdischen Richtern gibt es auch noch einen ewigen Richter und der weiß ganz genau, wie jegliches Ding sich gehabt."

Mit großer, doch zutiefst wehmütiger Ruhe hatte der Priester gesprochen. Tiefer Ernst lag auch auf dem Gesichte des Richters Josephi, die beiden militärischen Beisitzer aber hatten nur ein spöttisches Lächeln, als wollten sie sagen: "O, solche Phrasen, solch salbungsvolle Dinger kennen wir schon." Doch da geschah eine Überraschung.

Nentwich hatte sich plötzlich herumgedreht und dem Geistlichen ins offene, wehmuterfüllte Gesicht geschaut; eine große Aufregung erfaßte ihn und nun stieß er heraus: 'Nein! Nein! Ich will doch lieber leiden. Es ist nicht wahr, was ich gesagt habe. Den geistlichen Herrn habe ich gar nicht so gefragt und er hat zu mir auch nicht solches gesagt! Ich habe dies alles nur erfunden, weil ich mich vor der Strafe fürchtete und glaubte mein Loß so zu erleichtern!"

Mit einem freudigen Aufblick sah ihn Pater Andreas an — so war sein Gebet und seine Hoffnung doch nicht umsonst gewesen. Josephi war offenbar gar nicht überrascht, er bewahrte seinen gleichmäßigen, ruhigen Ernst. Desto verwunderter waren die beiden Beisitzer.

"Ah! Ah!" rief sich zurücklehnend v. Traubenthal. Und der lebhafte Halbfranzose von Chambaud sprang auf: "Aber das ist stark! Wann hast du also gelogen, du ekliger Deserteur, jetzt, da du alles umdrehst, oder früher, da du die Sache mit dem geistlichen Herrn da behauptet hast?"

Wie eine große Freiheit und Erleichterung lag es nun in den Zügen Nentwichs: "Nein, Herr Hauptmann, ich bin froh, daß ich es endlich gesagt habe. Jetzt lüge ich nicht; meine frühere Aussage war erfunden!"

Josephi wollte schon seine Antwort protokollieren lassen, doch Chambaud bat: "Gestatten, Herr Vorsitzender, die Sache ist noch nicht klar genug, daß man sogleich das Protokoll damit belästigt. Da habe ich noch unterschiedliche Fragen."

(Fortsetzung folgt)

Käme das Böse nicht hold daher,
Trachtet' darnach irgendwer?
Käme das Gute nicht sauer an,
Täte es nicht jederman?

Bursen für Priesterstudenten

Der Monat September ist hier bei uns der Monat des Schulbeginnes. Elf junge Männer, die vor einem Jahr ihre Studien im Kolleg beenden konnten, die dann ein volles Jahr im Noviziat der Oblaten verbrachten, werden in kurzer Zeit mit ihren Seminarstudien beginnen. Sechs dieser Neu-Seminaristen gehören der St. Marienprovinz der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis an. Sechs kommende Priester — das ist nicht viel für unsere Provinz. Es könnten und es müßten mehr sein. Dem Reiche Gottes hier auf Erden zu Priestern zu verhelfen, ist Ziel und Zweck unserer Priester-Studentenbursen. Helfen wir diesem edlen Werke des Glaubens. Gott wird es uns lohnen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,019.01
Ein Freund	2.00
Mrs. Barbara Rombs, Fairview, Alta.	100.00
Ein Freund, St. Gregor, Sask.	2.00
Eine Leserin, Tribune Sask.	5.00
	$7,128.01

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)
Unsere Liebe Frau vom Guten Rat

Bisher eingenommen:	$661.50
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina. Sask.	10.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	40.00
Mrs. E. Volk, Tramping Lake, Sask.	2.00
Mrs. Anton Boser, Reward, Sask.	5.00
Dr. J. Riffel, Regina, Sask.	5.00
Mrs. M. Holt, Regina, Sask.	1.00
Mr. Eisenzimmer, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Honigman, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Anna Muchowski, Candiac, Sask.	10.00
Mrs. I. Hoffert, Regina, Sask.	1.00
Rev. N. Feist, OMI, Regina, Sask.	1.00
Rev. B. Lewans, OMI, Regina, Sask.	1.00
Rev. B. Matzke, OMI, Regina, Sask.	1.50
Mr. & Mrs. J. Fahlman, Regina, Sask.	1.00
Miss K. Kuffner, Regina. Sask.	1.00
Miss K. Lambrecht, Regina. Sask.	1.00
Mr. H. Burghardt, Regina, Sask.	1.00
Mr. & Mrs. A. Wagman, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Braun, Regina, Sask.	1.00
Mrs. F. Rau, Regina, Sask.	1.00
Miss V. Fesser, Regina, Sask.	1.75
Mr. & Mrs. W. Shepherd, Regina, Sask.	1.00
C.W.L. (St. Mary's) Regina, Sask.	22.75
Mrs. M. Maier, Regina. Sask.	1.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	10.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
	$789.50

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,660.87
Helena Preiditsch, Kitchner, Ont.	1.00
Ein Freund,	365.00
	$2,026.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Verlag Josef Knecht
Carolusdruckerei
Frankfurt a. Main, Deutschland

Alfons Kirchgässner: **Das unaufhörliche Gespräch** – 130 Seiten, geb. 5.80 DM. Ein Buch über das Gebet. Man gewinnt den Eindruck, manchem nicht unwichtigen Gesichtspunkt hier zum erstenmal zu begegnen, so erregend neu ist vielfach die Formulierung, so tiefsinnig die theologische Schau, so beglückend das psychologische Verständnis für die Nöte und Bedürfnisse des modernen Menschen . . . Es gibt nur ein nachdrückliches "Nimm und lies!" Wir sind sicher, keiner wird das kostbare Buch ohne reichen seelischen Gewinn aus der Hand legen.

. . . geht es um das Gebet, um jene unmittelbare Einkehr, der, wenn sie tief genug ist, die Antwort der Gnade und der Zuversicht zuteil wird . . . Seite für Seite stößt man auf neue Gedanken und Erfahrungen, die unseren Weg erhellen und vieles Schwierige gerade auf dieser Brücke zum Bleibenden klären helfen . . . mutig und offen, entschieden und frisch, und keineswegs ohne Tiefe. Man möchte wünschen, daß gerade dieses Buch viele Leser fände.

Ida Friederike Görres **Aus der Welt der Heiligen** – 454 Seiten, Leinen, 15.80 DM. Mit vollstem Recht findet dieses Buch seit seinem Erscheinen begeisterte Zustimmung und Anerkennung. In zahlreichen Lebensbildern und Studien, Skizzen und Essays handelt es von den Heiligen und der Heiligkeit und schenkt vielfältige fruchtbare Einsichten und Ausblicke

Ida Friederike Görres **Das große Spiel der Maria Ward** 274 Seiten, Leinen, 10.80 DM. Dieses Buch enthält eine der schönsten Biographien, die es gibt. Es ist, als ob Maria Ward wirklich vor uns stünde, so lebensnah, so wirklich, so lebendig zeichnet uns Ida Friederike Görres die Gründerin der "Englischen Fräulein.

Alfred Delp S.J. **Im Angesicht des Todes** – Geschrieben zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944/45. 234 Seiten, Leinen, 8.80 DM. . . . Diese Tagebuchblätter sind randvoll gefüllt mit den tiefsten Einsichten, geklärt durch das Hereinragen der Ewigkeit; sie sind lebendig aus den letzten Kräften.

Hilda Graef **Leben unter dem Kreuz** – Eine Studie über Edith Stein. 312 Seiten, Leinen, 12.80 DM. Wie wird unser Glaube gestärkt, wenn wir im vorliegenden Buch lesen, daß Gott auch in unserer Zeit seine Hand auf einen Menschen gelegt hat und ergänzen läßt, was am Leiden Christi noch mangelt! Vielen kann diese große Frauengestalt Licht auf dem Wege sein.

